Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 52 (1925)

Artikel: Dr. Alfred Tobler : der appenzellische Sängervater und Kulturhistoriker : ein Lebensbild
Autor: Alder, Oscar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-270178

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr. Alfred Tobler

der appenzellische Sängervater und Kulturhistoriker

Ein Lebensbild

von

Oscar Alder.

Vorwort.

Es wird behauptet, die Zeitung sei vom Tag und für den Tag. Wie rasch verflüchtigen sich die Nekrologe und Nachrufe in der Tagespresse; sie werden wohl gelesen, dann aber weggelegt und vergessen. Und wie bald sind auch die Menschen vergessen, denen sie gegolten. So bald nach ihrem Tode wird nicht mehr von ihnen gesprochen. Es bilde sich nur ja niemand ein, sein Ruhm sei unvergänglich. Nun erachtet es aber der Verfasser des nachstehenden Lebensbildes, der mit Dr. Alfred Tobler eng befreundet war und von ihm so viel geistige Anregung empfangen durfte, in dessen trautem Heim er so manche köstliche Stunde verbrachte, als eine schöne Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, das Andenken seines lieben alten Freundes in einer Biographie festzuhalten und so die Erinnerung an ihn in weitere Kreise zu tragen.

Das 51. Heft der Appenzellischen Jahrbücher, denen Alfred Tobler in früheren Jahren ein treuer Mitarbeiter war, enthält auf knappen sechs Seiten eine kurze Würdigung seines Lebens und Wirkens. Jenem etwas dürftigen Lebensabriss soll nun dem Versprechen gemäss die ausführlichere Schilderung, namentlich auch seiner geistigen Arbeit folgen, womit dem Sänger, Sammler und Forscher, dem Kulturhistoriker und bodenständigen Heimatmenschen ein Ehrendenkmal gesetzt werden soll. Ein erzenes Denkmal, das seine Freunde und Verehrer, Vereine und Gesellschaften in Form einer Gedenktafel gestiftet und am Wohn- und Sterbehaus Alfred Toblers anbringen lassen,

wird die Stätte bezeichnen, aus der der grösste Teil seiner Werke hervorgegangen ist. Das schönste Denkmal aber sind seine heimatkundlichen Arbeiten, die ihn zum Liebling des Appenzellervölkleins gemacht und ihn überdauern.

Zu dieser Biographie wurde deren Verfasser ermuntert auch durch die überaus freundliche Aufnahme der Vorträge, die er über das Leben und Schaffen Alfred Toblers auf besonderen Wunsch in Bern, St. Gallen, Herisau, Trogen und Heiden gehalten, wobei ihm deren Drucklegung nahe gelegt wurde.

Glücklicherweise ist der Biograph Toblers nicht ausschliesslich auf das Urteil und die Mitteilungen von Drittpersonen angewiesen, so dankbar er ihnen auch ist, und so unerlässlich sie ihm auch erschienen. Den ersten Wegweiser zu dieser Gedenkschrift aber bildeten die jahrelangen persönlichen Beziehungen, die der Verfasser mit dem prächtigen Menschen unterhalten durfte. Als eine der wichtigsten Quellen zu der nachfolgenden Darstellung dienten die von Alfred Tobler selbst verfassten Personalien, in denen er schlicht und wahr, ohne jeglichen Eigenruhm seinen Lebenslauf in gedrängter Kürze beschrieben hat. Ein weiteres, überaus reichhaltiges handschriftliches Material, das Tobler, der eifrige Sammler, mit peinlicher Sorgfalt zusammengetragen, und das uns einen Einblick in sein Innenleben vermittelt, stand dem Biographen ebenfalls zur Verfügung. „Schreibe, wie Du reden würdest, und so wirst Du einen guten Brief schreiben.“ (Göthe an seine Schwester.) Alfred Tobler war ein Meister im Briefschreiben. Sein Briefstil ersetzte das Gespräch. „Menschen, die kein rechtes Gespräch führen können, sind schlechte Briefschreiber“, sagt Eduard Engel in seiner „Deutschen Stilkunst.“ Es gibt nur einen Alfred Tobler-Briefstil. Das sprudelt nur so von Witz und Humor, von Beschaulichkeit und guter Laune. Alfred Tobler hat eine riesige Korrespondenz geführt. Die Zahl der Briefe aus seiner Hand, die dem Biographen zur Verfügung standen, geht in die Hunderte, sie enthalten manch wertvollen Aufschluss über das Geistesleben Toblers, sie zu lesen, zu sichten und für sein Lebensbild zu verarbeiten, bot seltenen Genuss. Zu grossem Danke verpflichtet ist der Verfasser all denen gegenüber, die ihn

in seiner Arbeit unterstützt haben; so namentlich dem Fachmann auf musikwissenschaftlichem Gebiet, Herrn Professor Dr. Karl Nef in Basel, Herrn Pfarrer J. G. Birnstiel in Romanshorn, Herrn alt Redaktor Oskar Fässler in St. Gallen und der Nichte des Verstorbenen, Fräulein Fanny Hohl, Musiklehrerin in Heiden, die dem Biographen eine treue Beraterin war und ihm den literarischen Nachlass ihres Onkels vertrauensvoll zur Durchsicht überlassen hat. So möge denn das Lebensbild Alfred Toblers bei seinen vielen Freunden und Verehrern, vorab beim Appenzellervölklein, das sich von ihm verstanden wusste, freundliche Aufnahme finden.

Heiden, im Juni 1925.

Der Verfasser.

Familiengeschichtliches.

Alfred Tobler entstammt einem uralten Appenzellergeschlecht, das urkundlich schon im Jahre 1404 erwähnt wird (in einer Bürgschaftserklärung von Ruedi Mayer von Lankwatt vom 15. Oktober), heute noch in den vorderländischen Gemeinden, wie auch im Mittelland stark verbreitet ist und dem Kanton schon manch trefflichen Mann gegeben hat, namentlich auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Volkserziehung. Es sei hier nur an den Urpestalozzianer J. G. Tobler von Wolfhalden erinnert, der in Basel und St. Gallen eine Erziehungsanstalt leitete, an seinen Sohn Gustav Tobler, der in den Jahren 1842 bis 1857 als Direktor der Kantonsschule in Trogen wirkte, an den grossen Gelehrten, Politiker, Palästinafahrer und Sprachforscher Dr. Titus Tobler von Wolfhalden und an Professor Dr. Gustav Tobler von Lutzenberg, den hervorragenden Lehrer der Schweizergeschichte an der Universität Bern. Vater und Grossvater waren Lehrer. Der Grossvater, Johannes Tobler, lebte noch zu einer Zeit, da die Vorbereitung zum Lehrerberuf in einem vierwöchigen Bildungskurs erworben werden konnte; Pfarrer Steinmüller in Rheineck (früher in Gais) war es, der ihn zum Schulmeister heranbildete. Um einen Kreuztaler per Woche hielt er Schule im Bühle Wolfhalden. Nebenbei betrieb er noch den Beruf eines Ferggers, oft musste er halbe und ganze Nächte zum Marschieren verwenden, um seine im Oesterreichischen verfertigten „Stückli“ seinen Fabrikanten in Speicher und Teufen abzuliefern. Schlecht und recht brachte er sich und seine Familie — seine Frau Ursula, geborene Lutz, half redlich mit — durchs Leben. Er hatte drei Söhne, Jakob, Johannes und Konrad. Konrad Tobler, der Vater Alfred Toblers erblickte das Licht der Welt am 23. Februar 1812 in Wolfhalden. Der sangeslustige Appenzellerbub begeisterte sich an den damals eben erschienenen Liedern des Sängervaters Nägeli und des Landsfähnrichs Johann Heinrich Tobler. Der Ortspfarrer Zürcher gründete Jugend-, Gemischt- und Männerchöre, da wurde Toblers Talent geweckt und gebildet. Im Jahre 1827 kam der junge

Tobler durch Vermittlung Joh. Caspar Zellweger's in Trogen in die Fellenberg'sche Lehranstalt in Hofwil, wo er sechs Jahre verweilte. Vater Wehrli, der berühmte Pädagog und Armenerzieher mit dem warmen Herzen, der geniale, energische Fellenberg und Theodor Müller arbeiteten mit Erfolg an der Heranbildung Toblers, der 1833 einen Ruf an die Oberschule in Rehetobel erhielt, dem er gerne folgte, trotzdem ihn Fellenberg gerne in Hofwil behalten hätte. Nach vier Jahren siedelte der begeisterte appenzellische Schulmeister nach Teufen über; dort vertiefte er sich in Gesang und Poesie, dichtete und komponierte drauf los. Landammann Dr. Johs. Roth hatte dort einen Gesangverein gegründet, den man das „Rothe-g'sang" nannte, aus dem sich dann später der damals berühmte „Fünferg'sang" kristallisierte. Eines der eifrigsten Mitglieder war Lehrer Johann Konrad Tobler. Berauscht von den Erfolgen in der engern Heimat und an schweizerischen Sängerfesten, fassten die fünf Jodler und Sänger den Entschluss, als appenzellische Alpensänger sich an den grössten Orten der Schweiz zu produzieren; Triumphe wechselten ab mit Enttäuschungen; Heimweh und Gewissensbisse, die schöne Schule in Teufen verlassen zu haben, lasteten schwer auf dem weichen Gemüt Toblers. Und doch durchzogen die Sänger als „schweizerische Nationalsänger" noch fast ein Jahr lang Deutschland und Holland. Arm und müde kehrte Tobler heim, wurde dann Privatlehrer in St. Gallen, Lehrer in Ilanz, Bühle und Wolfhalden, hernach wieder 11 Jahre Lehrer an der Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen. Ein mit dem Altern zunehmendes Gehörleiden nötigte ihn, den Lehrerberuf an den Nagel zu hängen. Da entschloss sich der alte Barde, seine mannigfaltigen Erfahrungen und Erlebnisse in einer Selbstbiographie, betitelt „Die Wege des Herrn sind wunderbar", niederzulegen und dieses Buch zu kolportieren, so dass er mit diesem anspruchslosen Notbehelfe sich und seine Familie den Lebenssorgen unter andauernden Strapazen zu entziehen vermochte. Nach einem überaus wechselvollen Leben voll Not und Entbehrungen durfte sich der Greis eines schönen Lebensabends in Wolfhalden erfreuen. Am 5. Januar 1890 legte er im Krankenhaus in Heiden sein müdes Haupt zum Sterben hin. Er hatte ein Alter von 78 Jahren erreicht. „Des

Lebens ernstes Führen“ hatten die Kinder Toblers nicht vom Vater, sondern von der Mutter, Juliane, geborene Lutz (geb. 9. Sept. 1815, gest. 17. Aug. 1889), die er sich im Doktorhause zu Schwellbrunn geholt. Sie war eine ernste Frau, der des Lebens Not eine gewisse Herbe und Härte aufgedrückt hatte, die dann aber im Alter gemildert worden ist durch die treue Fürsorge ihrer Kinder.

Jugend- und Studienjahre.

Alfred Tobler wurde Sonntags den 13. April 1845 in Teufen geboren. „Dieser Tag steht im Appenzellerkalender mit der Devise „Jubilate“ und nebenan „nach Trübsal Freude“ — ein gutes Omen, das zutraf“, so heisst es in den Aufzeichnungen Toblers. Den ersten Schulunterricht erhielt er von seinem Vater, „aber die Väter sind eben die Väter und nicht immer die passenden Schulmeister für ihre Kinder. Es war gut, dass ich die väterliche Pädagogik bald mit der stadt-st. gallischen vertauschen durfte“. Nach der Primarschule am untern Graben besuchte der geweckte Knabe die städtische Realschule im neuen Kantonsschulgebäude, hernach 1860—1866 das Gymnasium der Kantonsschule. Alfred Tobler hatte eine harte und freudlose Jugendzeit; sie liess ihn aber nicht bitter werden. So liegt ein Schimmer der Verklärung über dem Büchlein seiner Jugendgeschichte, da z. B., wo er schreibt: — — „Wenn au mengsmol i miner Jugedzyt alles ondesch-öbeschi ggange-n-ischt, ond so isch es halt doch die schönscht Zytt i mim gaanzne Lebe g'see. Ond wenn-i-eso a mi lieb's alt Sant Galle zrock deenke, ond so chom-i-enard wie's Häääweh öber noch de sebe Zytte, ond zo de sebe Törne, zo'n Libetbeenke, zom Füürstä-Rietme ond zor Junpfer Merz im Blatztoortorn, zo mine-n-aalte Klassekamerade ond zo ale mine Lehrere. Ond so g'noot i gi Sant Galle-n-abe chome, ond so gohn-i i aller Stilli doo ond dei hee ond lebe-n-i aalte Sant Galler- ond Ferdinand Hueber-Zytte.“ Vater und Mutter wollten, dass aus ihrem Alfredli dereinst etwas ganz Apartes werde, „en Pfarrer oss-m Firmament obe-n-abi“ oder ein Sänger .... Zeerscht häd de Vater Recht gkaa mit sim Pfarrer, au noane d'Muetter mit erem Singe ond z'letscht e kättwedesch meh.“ Die schönsten Kindheits-

jahre hat Alfred Tobler im bündnerischen Ilanz verlebt, wo sein Vater Lehrer an einer Privatschule war. Statt in die Schule ist der Knirps mit den Kühen und Geissen auf die Alp gezogen. Aber dieses Idyll dauerte nicht sehr lange, zum Leidwesen des kleinen Hüterbuben. Den Vater zog's wieder nach seinem lieben St. Gallen. Das erste Konzert, an dem unser Alfredli mitwirkte, wurde am 15. Mai 1855 in der Kantonsschule der räthischen Hauptstadt abgehalten. „All Lüüt händ-si verwonderet, was das chli Büebli, das no nüd emol i's Klavier uniglange mög, för e schwääri Altstimm hei." .... „i weri weleweg emool mi Sächli mit-'m Muul of-de Welt mache", händ Näweli gmäänt". Und diese Prophezeiung ist denn auch richtig in Erfüllung gegangen.

Schutzgeist der Kinder Tobler und Nothelfer der Eltern war der greise st. gallische Komponist Ferdinand Fürchtegott Huber in St. Gallen. Was Alfred Tobler selbst darüber geschrieben, ist von so intimem Reiz, dass er selber zum Wort kommen soll. Er schreibt in seinem Aufsatz „Noch etwas über Ferdinand Huber" (Volksgesang, Jahrg. I, No. 10) u. a. was folgt: „Es war in den 50er Jahren, als wir Kinder, meine zwei Schwestern und ich an einem Fastnachtsonntag-Abend in Kurers Bad in St. Gallen zu unserm jedesmaligen grossen Herzeleid wiederum für Geld singen und spielen mussten. Es hiess eben mitziehen am fast versinkenden Familienkarren. Und wenn Kinder sehen, wie die Eltern mit Not zu kämpfen haben, so lachen sie in diesem Falle unter Tränen. Wir waren als Tiroler verkleidet, hatten das Programm gut einstudiert und kaum begonnen, als ein alter Herr mit wallendem weissem, schönem Lockenhaar auf uns zutrat, uns nach Namen und Eltern frug, und nach abgewickeltem Programm mich in dem dicht gefüllten Saale an seiner Hand zum „Einsammeln" herumführte. Der „Alte" war Ferdinand Huber. Er sagte, er sei fortan unser „Grossvater" und wolle den ganzen Abend mit uns von einer Wirtschaft zur andern ziehen. So führte uns denn unser neuer, lieber, guter Grossvater geradewegs in den jetzt noch berühmten „Hecht". Der ehrwürdige und überall hochgefeierte und hochgeehrte Greis öffnete die Türe, führte uns hinein, stellte sich neben uns auf und hiess uns singen. Dann nahm er mich wieder bei

der Hand und führte mich von Tisch zu Tisch. Da gab es dann lauter „Föferli“, „Zehnerli“, ja sogar „Zwanzgerli“ und „Föfzgerli“ und Franken! Vom Hecht ging es noch mit unserm grossväterlichen Impresario ins Löchlibad und schliesslich noch in den altberühmten „Raben“; überall feierten wir mit unserm Adoptivgrossvater Triümphlein en miniature. Dann begleitete uns Ferdinand Huber abends spät bis vor unsere Wohnung, besuchte uns am nächsten Tage schon und war fortan unser Hausfreund. Er arrangierte uns zumeist seine herrlichen und unsterblichen Alpenlieder für unsere Stimmen, wobei mein Vater den Bass sang, ich als tiefer Alt den Tenor und meine Schwestern die obern Stimmen. Oft schrieb er uns auch ein Vorspiel für diese Lieder für Guittarre, Klarinette und Violine. Auch Sololieder widmete er uns, und meinem Vater und mir gar ein Duett: „Seppli und Joggli“. So fehlte während vieler Jahre Ferdinand Huber fast keinen Tag in unserm Hause. Mit welcher Freude brachte er allemal seine komponierten oder arrangierten Lieder. Dann wurde tüchtig studiert, und Huber sagte am Schluss: „Gofe! wenn ihr das Lied schön singt, so gibt es das nächste Mal wieder eine Lotterie“. Am nächsten Tag kam unser Grossvater mit allerlei kleinen Sachen, die er unter uns verloste. Jeden Sonntag-Abend hatten wir ein Hauskonzert, an dem wir das die Woche über Gelernte vortrugen, und wohl wissen wir noch, wie oft der schnell zu Tränen gerührte Grossvater laut zu schluchzen anfing, wenn wir ihm seine Lieder zu Gefallen gesungen hatten. Auf diese Weise verlebten wir viele schöne Jahre mit Ferdinand Huber, bis Lebensaufgaben und Stellung auch diesem Glück ein Ende machten. Nebst den Liedern komponierte Huber auch Duette für zwei Violinen, die ich mit ihm spielen durfte. Er war ein strenger Geigenlehrer. Als ich einst fis statt f griff, da fiel er mir mit dem Fiedelbogen derb über die Finger und jagte mich zum Tempel hinaus. Und als es mir das nächste Mal aus lauter Angst wieder passierte, da „speuzte“ er mich empört an und jagte mich wieder fort. Als meine Eltern die Wohnung im ersten Stock verlassen und eine solche im dritten Stock beziehen mussten, da konnte uns unser Grossvater zu seinem und unserm grossen Leidwesen seiner kranken Beine halber nur noch selten besuchen.

Familie Tobler

Familien-Quartett, gegründet und dirigiert von Ferdinand Huber in St. Gallen, 1858
Von links nach rechts: Joh. Konr. Tobler, Lehrer; Mathilde Tobler; Gustav Tobler;
Juliane Tobler-Lutz; Karolina Tobler; Alfred Tobler.

Dann aber klingelte er an der Hausglocke nach Verabredung, grüsste von der Strasse hinauf und ging weiter".

Wie so oft noch in seinen bangen Leidenstagen hat der alt und grau gewordene Alfred Tobler zum Bilde des ehrwürdigen Greisen Ferdinand Huber aufgeschaut und sein Andenken gesegnet.

Seinen Lehrern in St. Gallen, allen voran Prof. Johannes Dierauer und Dr. Hermann Wartmann, hat Tobler sein Leben lang ein treues Andenken bewahrt, und wie hat es ihn gefreut, als ihm der greise Wartmann in einem Briefe vom 22. Dezember 1915 schrieb: „In dem kurzen Abriss meines Lebens, den ich am 8. Dezember unserm Historischen Verein zum Besten gegeben, habe ich mit Stolz erwähnt, dass während meiner kurzen Schulmeistertätigkeit auch der Sänger Alfred Tobler zu meinen Füssen gesessen, allerdings ohne dass ich eine besondere Vorliebe für den berühmten Cicero an ihm hätte bemerken können. Er hat sich holderen und dankbareren Musen zugewendet, um schliesslich als bester Kenner und Schilderer seiner Landsleute doch noch den wohlverdienten Doktorhut davon zu tragen. Es freut mich immer, dass Sie sich offenbar nicht weniger gern an meine kurze Schulmeisterzeit erinnern, als ich selbst heute noch mit Vergnügen auf sie zurückblicke."

Aus seinen Studienjahren hat Alfred Tobler nie viel Wesens gemacht. Er war ein gar fleissiger Studiosus und kein Kollegienschwänzer. Nach gut bestandenem Maturitätsexamen bezog er die Universität Basel. Noch in späten Jahren, wenn Tobler auf seinen einstigen Lehrer, den Kunsthistoriker Prof. Dr. Jakob Burckhardt zu sprechen kam, leuchteten seine Augen hell auf. Und wie oft kehrt der Name Jakob Burckhardt's in Tobler's Briefen wieder; wie oft hat er den „Köbi" zitiert: „Die Welt ist böse, böse! Nichts im Leben, wo ein Tier das andere auffrisst, ist sicher als der Tod." Für Alfred Tobler war es eine grosse Genugtuung, dass seine Stenogramme über Burckhardts Vorlesungen für eine Biographie des grossen Gelehrten Verwendung fanden. In Basel logierte der Student Tobler im Alumneum, dem „Halumpium", wie er diese im Jahre 1844 als freie Stiftung für Theologie-Studierende gegründete Anstalt zu nennen pflegte. Der damalige Vorsteher, ein etwas pietistisch angehauchter,

aber seelenguter Mann Gottes, soll sich einmal nicht übel entsetzt haben, als sein Zögling aus dem Appenzellerland zum Harmonium an einer Hausfeier Tanzliedlein, Rugguser und gar noch das Lied von den „Hunderttausend Teufeln“ sang. Die Folge davon war eine schlechte Sittennote.

In Zürich waren Meister der Gottesgelahrsamkeit, ein Biedermann, Volkmar und Alexander Schweizer seine Lehrer. Zwischen den Studien aber sang Alfred Tobler unterm Dirigentenstab Papa Attenhofers, des Alt- und Grossmeisters schweizerischen Männergesangs, als begeisterter Singstudent. Mit dem nachmaligen Pfarrer Bär und Dr. med. Grob war er der Besten einer unter den Sängern. Seine ersten Loorbeeren holte sich Tobler an einem Konzert des Studentengesangvereins Zürich am 19. März 1878 im Kasinosaal Zürich. Fein säuberlich hat der Sänger Tobler in zwei dickleibigen Heften alle Rezensionen über sein öffentliches Auftreten eingetragen. Von seinem ersten Debüt heisst es darin, „dass er seine Lieder aus dem ‚Trompeter‘ für Bariton edel und ausdrucksvoll zum Vortrage gebracht habe.“ Alfred Tobler war einer der Fröhlichsten unter den Fröhlichen und dem Singen so mit Leib und Seele ergeben, dass er sogar darob die Probepredigt verpasste. Das kam so: „Siegreich ging ich durch das Feuer des Examens. Aber ach! — die leidige Probepredigt, die war mir gar nicht sympathisch. Ich wanderte umher in unterdrückten Aengsten, doch besiegte ich sie unter immer heftigerem Singen. Zu gleicher Zeit übte man sich in der Hauptstadt Bündens für die Aufführung des Tonwerkes „Paradies und Peri.“ Mir war ein Baritonsolo zugedacht, und ich exerzierte darauf hin mit einer Vehemenz, als ginge es um nichts Geringeres, als dass ich mir das wirkliche Paradies ersinge. Doch weh! — Die Aufführung fiel ausgerechnet auf den Abend vor meiner Probepredigt. Dem Konzert bei Zeiten absagen? Nein, das ging nicht an! So entschloss ich mich halt, nach beiden Seiten hin den Wurf zu wagen. Im Konzert stand ich, die ernsthaft memorierte Predigt im Kopf, den Text und die Melodie des Paradiessängers im Herzen und auf den Lippen, vor der Orgel, mitten unter den Sängern. Hernach fröhliche Tafelrunde und zwischen hinein ein Tänzchen. Wenn

nur das fatale Traktandum des nächsten Tages nicht gewesen wäre! Jede Stunde trug mich dem Verhängnis näher. Und wie aus Dunst und Nebeln stiegen die schwarz und weiss gelockten Häupter derer vor mir auf, die morgen mit wohlgespitztem Stifte unter meiner Kanzel zu sitzen und nicht nur Herz und Nieren, sondern Satz und Styl, Schriftkenntnis und Glauben zu prüfen hatten. Von Zeit zu Zeit trieb es mich aus dem Festsaal an die frische Luft, ich kam krampfhaft ins Memorieren und machte Stichproben auf die Zuverlässigkeit meines Gedächtnisses. Bei wachsender Angst ging es aber immer schlechter. Dann endlich! Schluss und Schlaf bis zum Frühzug, der mich nach der Examenstadt zu bringen hatte. Ich vernahm sein letztes Zeichen: „Zur Abfahrt höchste Zeit! Nach Zürich! Einsteigen! — Zürich! . . . . „Ja, ja, meine Herrschaften —, nur immer eingestiegen . . . schleunigst eingestiegen . . . was mich betrifft . . ., ich bleibe, und die in Zürich können mir gestohlen werden". So sprach ich, kehrte um, und der Zug fuhr von dannen. Ein paar Stunden später spazierten die Herren vom theologischen Konkordat in der schönen Stadt Zürich gravitätisch zur Kapelle des Grossmünsters, um den Kandidaten Tobler zu hören, aber ein Prüfling war weit und breit nicht zu sehen. Der Schluss der Sache aber war, dass diese Herren, des langen Harrens müde, kopfschüttelnd von dannen zogen und mich, trotz dem früher schon bestandenen philosophischen und theologischen Examen, zur Strafe vom Lenz bis zum Herbst auf der Liste der noch nicht wahlfähigen Kandidaten verbleiben liessen. Das war der bittere Nachhall zu „Paradies und Peri".

Im Kirchendienst.

Alfred Tobler wurde von Pfarrer Finsler im Grossmünster ordiniert. Seine Begeisterung für den geistlichen Beruf war nicht sehr gross, und es muss wahr sein, was er einmal, reichlich 50 Jahre später, in einem gemütlichen Plauderstündchen behauptet hat: „Jo wääscht, en Pfarrer bin-i-e-n-ard nie en bsondesch guette g'see, aber singe han i chöne, wie de Hellpesti! Jo so!"

Einst hatte der junge Kandidat in Teufen eine Gast-Predigt zu halten. Das geistliche Männchen rückte im

Bratesrock und Zilinderhut aus, kam auf seiner Wanderung auch vor das Klösterlein Wonnenstein, fragte die ehrwürdige Pförtnerin, ob er im Klosterhof ein Lied singen dürfe, was ihm gerne bewilligt wurde. Dann brach er im Klostergärtchen eine Rose, hob sie zu den Zellenfensterchen empor und sang „Des Sommers letzte Rose“ mit wahrer Inbrunst. Plastisch hat er's einst erzählt, wie da die Nönnlein, eins nach dem andern, an den Fenstern erschienen seien, und wie sie ihm mit anmutiger Handbewegung für seine Liederspende gedankt haben. Das Predigen in Teufen sei dann so leidlich gegangen. Im Dorfe war gleichen Tags Feuerwehrfest, das kam unserm Theolöglein gerade recht, nur der Zilinderhut war ihm im Wege. Im Hause eines guten Bekannten vorsprechen, vom gut gelaunten Hausherrn einen weichen Schlapphut entlehnen und sich unter das Volk der Festfeiernden mischen, war eins. Ganz Tobler! Aber den Anschluss nach Zürich hat er dann richtig auch verpasst...

Während seiner nicht gerade ruhmvollen Kandidatenzeit verdiente Tobler sein Brot während eines Vierteljahres als Vikar der toggenburgischen Gemeinde Lütisburg, wo der singende Pfarrer mehr gegolten habe als der Prediger. Hernach vikarierte er in Engi bei Zürich, wodurch er die persönliche Bekanntschaft mit dem berühmten Kanzelredner Heinrich Lang machte. Der biedere Schwabe und der singlustige Appenzeller vertrugen sich ausgezeichnet miteinander, und wenn etwa der Herr Pfarrer seinem Vikar auf der Strasse begegnete, dann breitete er die Arme aus und rief freundlich lachend: „Ach, da kommt ja mei Vikäärle, mei lieb's Vikäärle!“

In Enge schloss er den Ehebund mit der Witwe Elise Hess, geborene Füssli, „der er“, wie er in seinen Personalien schrieb, „in täglicher Dankbarkeit die sorglose Gestaltung seines Lebens verdankte.“ Manch schöne Reise hat sie ihm ermöglicht, und voll Begeisterung wusste er die Kunstgenüsse von Rom zu schildern. Das Eheglück war von kurzer Dauer, Alfred Tobler hat seine Gattin um mehr als 35 Jahre überlebt; er hat sie in gutem Andenken bewahrt.

Im Banne des Gesanges.

Alfred Tobler war der geborene Sänger. Freudigen Herzens habe er zugesagt, als ihm seine Frau eröffnet habe: „Nun studierst du die Musikwissenschaft und zu diesem Zwecke wird nach Stuttgart gereist.“ Den Pfarrrock hängte Tobler an den Nagel — seine pfarramtliche Tätigkeit hatte ihr Ende gefunden. Julius Stockhausen in Cannstatt, später in Frankfurt, wurde sein Lehrmeister, und was für einer! Brief und Wort atmeten stets dieselbe nie erlahmende Begeisterung für den „einzigen“ Stockhausen und seine Kunst, und so schön und zahlreich auch seine eigenen Konzerterfolge waren, stets kehrte er wieder zum hochverehrten Herrn und Meister zurück.

Wenn Alfred Tobler in einem Aufsatze: „Das „Einfache im Kunstgesang“ sagt, dass das Ueberwältigende in Stockhausens Mustergesang das Einfache, Unmittelbare sei und das Schöne im Kunstgesang nicht nur auf Naturanlage beruhe, sondern auch auf unablässiger Arbeit, so durfte er dies auch auf sich selber beziehen. Kaum wird ein Gesangsmeister einen fleissigeren und gewissenhafteren Schüler unterrichtet haben als Julius Stockhausen unsern Tobler. Stockhausen war ein gestrenger Lehrmeister. „Die Schülerinnen weinten, wir Männer aber fluchten allemal vor Täubi und ich war oft auch recht unglücklich; aber ich habe bei ihm getreulich ausgehalten.“ Für Tobler begann nun das eigentliche Sänger-Kunstleben. Mit tausend Freuden kam's und auch mit heissem Ringen, mit Erfolg und mit Enttäuschungen, mit Wonne und Weh. Einer seiner Freunde, der ihn einmal in Stuttgart beim Studieren der Mathäuspassion belauscht, schreibt: „Da lag auf dem Studierpult die Musik von Bach und daneben das aufgeschlagene Evangelium. In dieses versenkte er sich, um sich mit dem religiösen Geiste zu erfüllen, den das Werk atmet, um für jedes Wort des Erlösers den rechten Ton zu finden. So bereitet sich der Künstler vor, der nicht Effekte suchen, sondern wie der Prediger durch Wahrheit und Wärme erbauen will. Hier hat der Künstler vom Pfarrer das Studieren gelernt.“ Eine Freundin aus der Zeit, da er zu Chur im „Paradies“ das theologische Examen schwänzte,

hatte die Befürchtung ausgesprochen, die sechs Müllerlieder, die er ins Programm aufgenommen, möchten keine sehr glückliche Wahl sein. Darauf antwortet Tobler: — „Es kommt in der Kunst nicht allein auf das Was, sondern noch mehr auf das „Wie“ an. Die Müllerlieder sind bekannt! Aber gerade deshalb will ich sie singen. Glauben Sie mir, dass diese Lieder mit ihrer in den Noten und Worten liegenden Poesie, dem, was man das Unbeschreibliche nennt, zu dem Schwierigsten gehört, was dem Sänger geboten ist. Ich kenne keine schwierigeren, aber auch keine ächteren Lieder, als gerade diese Schubertlieder. Die Noten, ja die Noten, das ist Kinderspiel! Aber, verehrte Freundin, Sie als geborene Jüngerin der heiligen Cäcilia wissen gut genug, dass die Noten nur das Gerippe sind. Solche Gerippe sehen und hören wir gerade genug! Wer versteht es, aus einem Gerippe eine Juno, einen Apoll zu schaffen? Dazu gehört ein Menschenleben voller Angst und Schweiss, und dann gelingt es erst noch nicht jedem. Aber wir beide wollen es versuchen, in unsern sechs Müllerliedern die ganze Skala von der höchsten Freude bis zur tiefsten Wehmut zu durchleben, so dass der Hörer finden muss: Alte Lieder, aber ewig neu! Es lebe die Kunst! Aber in ihrem ganzen Ernste! So freue ich mich ganz besonders auf unsere Müllerlieder. Schubert ist und bleibt der Sebastian Bach des Liedes.“ — Der Konzertsänger Tobler verstand es, die Würde hoher Künstlerschaft mit derjenigen wahrer Priesterschaft zu verschmelzen, d. h. er sang aus Ueberzeugung. „Sein Organ war von überraschender Weichheit und Wärme und voll sympatischen Klanges, jeder Ton durchaus edel und schön. Alles so mühelos, so natürlich und — immer, immer glockenrein. Wer je von diesem unvergleichlichen Schubert-Sänger die Müllerlieder hörte, der wird in Herrn Tobler augenblicklich den Jünger Meister Stockhausens erkennen.“ So zu lesen in einer Konzertbesprechung Richard Wiesner's vom 16. Oktober 1894.

Attenhofer, Friedrich Hegar, Richard Wiesner, Albert Mayer schätzten die Kunst Alfred Toblers hoch. Neben Professor Joh. Messhaert, der nach Stockhausen der berühmteste Liedersänger war, den die damalige Zeit kannte, gab es, wie Kapellmeister Meyer schreibt, für ihn keinen

Sänger, der so tief und poetisch Schubert und Schumann sang und dann wieder die humoristischen Balladen von Löwe und italienische Bassbuffo-Arien mit so feinen Pointen und eminenter Sprachkunst und Gewandtheit wiedergab. Im Festsaale der Stuttgarter Liederhalle hat Alfred Tobler am 26. Oktober 1888 als Solist an einem grossen Konzert der weltberühmten Sängerin Paulina Lucca Schubert-, Schumann-, Löwe- und Brahmslieder gesungen und brausenden Beifall geerntet. Wertvoll sind auch die beiden Urteile von Dr. Karl Attenhofer, Zürich und Prof. Spitta, Bachforscher in Berlin über den Konzertsänger Tobler. Der energische kleine Attenhofer mit der Feuerseele sagte über seinen Freund: „Alfred Tobler hat die Lieder Schuberts so vollendet gesungen, dass ich sie in dieser Schönheit sonst nirgends mehr zu hören bekommen habe, und Professor Spitta, der ihn in einem Konzert in der Kirche in Heiden beehrte: — . . „Ich glaubte Stockhausen zu hören.“ — Von allen Beifallskundgebungen am meisten, so erzählte Tobler, habe ihn jene gefreut, die ihm ein alter Senn am Sängerfest in Appenzell zugedacht hatte, als er in der überfüllten Kirche den uralten Kuhreigen gesungen. Tränen in den Augen, übergab ihm der schlichte Sohn der Berge einen mächtigen Alpenrosenstrauss mit den Worten: „Se-do nemm's, singe chast wie en Wettertonder!“..

(Von den vielen Lorbeerkränzen und Widmungsschleifen, die dem Konzertsänger Tobler während seines Stuttgarter- und Frankfurter Aufenthaltes gewidmet wurden, pflegte er etwa scherzend zu sagen: „er könne damit bald zu „böschelen“ anfangen und wenn er eine Frau und nicht ein Mann wäre, so würde er die Schleifen zu einem Unterrock zusammenbüetzen; 's sei vo weges em schöne Farbegspiel.“)

Der Stuttgarter Aufenthalt verschaffte Alfred Tobler die Bekanntschaft und Freundschaft mit dem grossen Aesthetiker Professor Theodor Vischer (dem „V“ Vischer), dessen Vorlesungen er mit der Gattin fleissig besuchte. (Die dabei von ihm aufgenommenen Stenogramme sind verwertet worden in „Vischer's Einführung in die Aesthetik“, und es spricht für Toblers gewissenhafte Aufzeichnungen, dass sein Name in der Vorrede zu Vischers Vorträgen über die Aesthetik zitiert wird). Jene Vischer-Stunden gehörten zu den schönsten im Leben Alfred Toblers.

Der Sänger Tobler kehrt in die Heimat zurück und wird Kulturhistoriker.

Es mag in der Musikwelt schmerzlich empfunden worden sein, als Alfred Tobler seiner Sängerlaufbahn entsagte. Da er sich leider nicht selbst zu seinen Liedern begleiten konnte, so hatte er dafür in der musikalischen und unverdrossenen Begleitung seiner Vorträge durch seine Frau den schönsten Ersatz. Der Beruf als Konzertsänger wurde ihm durch heftige, wochenandauernde Indispositionen, Katarrhe usw. oft illusorisch gemacht. Dazu gesellte sich eine geradezu krankhafte Aufregung vor dem öffentlichen Auftreten, schwer litt er unter dem sogenannten „Lampenfieber". Im Jahre 1889 starb seine hochgebildete und hochgesinnte Gattin. Ihr Heimgang bestimmte ihn vor allem zum Aufgeben seines Berufes. Vorerst zog er sich nach Bern zu seinem Bruder, Prof. Dr. Gustav Tobler, seinem besten und von ihm hochverehrten Freunde zurück, dessen schweizergeschichtliche Vorlesungen er fleissig besuchte; oft verkehrte er auch im Hause Bundesrat Dr. Weltis, den er hochschätzte. Wie eine Reliquie hat er sein Bild aufbewahrt, auf dessen Rückseite in markiger Schrift die Worte stehen: „Der Geist lebt in uns Allen", ein Zitat, das ein Welti schon brauchen durfte gegenüber einem so geistreichen Manne wie Alfred Tobler. Kaum war ein Jahr verflossen, als er Bern Valet sagte, um sich in seiner engern Heimat, im Appenzellerland, anzusiedeln. Als ein schönes Dokument treuer Kindesliebe und Dankbarkeit mag hier eine Stelle aus einem Briefe wiedergegeben werden, welche sich auf diesen Entschluss bezieht. Er schreibt: „Du weisst ja, dass ich meine lieben, lieben Eltern während 15 Jahren pflegen musste, in gesunden und kranken Tagen, denn sonst hätten ja meine lieben Eltern nicht leben können. Aber sie hatten ja so unendlich vieles an mir getan, dass es mir Herzenssache war, ihnen damals sagen zu können: „Nun, lieber Vater, nun liebe Mutter, ruhet aus! Ihr habt Euere Aufgabe an uns Kindern mehr als gelöst. Nun sollt Ihr Beide m e i n e Kinder sein. Wünschet alles, wonach Euer Herz begehrt, Ihr sollt es haben!" Und das habe ich auch gehalten. Und dann kamen meine Arbeiten hervor, wie aus einem dunklen

Schacht und winkten mir, sie zu pflegen, wie ich meine Eltern gepflegt habe.“ Mitbestimmend zu Toblers Uebersiedelung nach Wolfhalden war aber auch der Rat seines treuen Bruders, sich schriftstellerisch auf heimatkundlichem Gebiete zu versuchen und sich so eine neue Lebensaufgabe zu schaffen. Es war ein guter Rat, der unserm appenzellischen Schrifttum zugute gekommen ist. In seinem Heim empfing er so oft mit grosser Freude seine St. Galler Freunde, Johannes Brassel, Bankdirektor Grütter, Professor Johannes Dierauer, Lehrer Koch u. a. Mit dem allzufrüh verstorbenen Pfarrer Herzog in Wolfhalden verband ihn innige Freundschaft, ebenso mit Pfarrer Sturzenegger in Heiden, seinem lieben „Baartli“. Alfred Tobler war als Stimmen-Imitator ein wahrer Virtuos. Wie hat er es verstanden, den Kanzelton des greisen Dekan Joh. Georg Wirth in St. Gallen nachzuahmen, oder denjenigen Pfarrer Schmids, des „Zwänzgrappemüüli“, wie er ihn nannte. Dann das „Lorggen“ Dekan Mayers und den bärbeissigen Ton des Altmeisters schweizerischer Dichtkunst, Gottfried Keller. Mitunter trieb es der Schalk mit seinem Stimmen-Imitieren so weit, dass man aus dem Lachen gar nicht mehr herauskam und ihn bitten musste: „Herr! hör auf mit deinem Segen!“ In Wolfhalden war es, wo er das einzige öffentliche Amt während seines 78 jährigen Lebens bekleidet hat, nämlich dasjenige eines Mitgliedes der Schulkommission. Er nahm es ernst mit seiner Aufgabe, machte häufig Schulbesuche, bei denen er die Lehrer mit seinem Frag- und Antwortspiel in die Enge trieb. Die älteren Jahrgänge des „Appenzeller Anzeigers“ weisen darauf hin, dass Tobler am Gesellschaftsleben seines Wohnortes fröhlich mitgemacht hat. Gar manche urgelungene Schilderung von Konzerten, Abendunterhaltungen, Maskenbällen usw. hat er darin niedergelegt.

Als Schriftsteller und Forscher auf heimatkundlichem Gebiete verfügte Alfred Tobler über das nötige geistige Rüstzeug. Der Humanist ergänzte den Humoristen. Mit wahrem Bienenfleiss machte er sich an seine Arbeiten heran. Wenn früher hohe Musik durch festliche Räume rauschte, so leuchteten für Alfred Tobler nun fortan die appenzellischen Höhen auf; es erschollen die Sänge des Landes, es schwirrten die Paare vorüber im wie-

genden Tanze, Geige und Hackbrett ertönten, Jodellieder erklangen, der Volkshumor tollte durch Toblers Schaffen. Der appenzellischen Landesgeschichte steckte der emsige Forscher manch neues, helles Lichtlein auf, und es erstunden Werke, die seinen Namen weithin trugen. Nicht immer zwar ist er in seiner Heimat verstanden worden, daraufhin deutet u. a. die Stelle aus einem Brief an Redaktor Oskar Fässler in St. Gallen, wo es in seinem Urteil über das Verhältnis des Normal-Appenzellers zur Kunst heisst: „Auch wissen Sie, dass Künstler in unserem Fabrikanten-, Weber-, Bauern- und Vechkantönli etwas schääch aa-gluegiti wiissi Raabe sönd ond en-ard as Fulenzer taxiert werdet. Das im Grossen und Ganzen. Ausnahmen bestätigen überall die Regel.“

Professor Karl Nef schreibt: „Zwei Züge zeichnen die Appenzeller aus: ihr Witz und ihre Sangesfreudigkeit. Die Lebhaftigkeit des Volkes am Fusse des Säntis hat kaum seinesgleichen in schweizer-deutschen Gauen; wer je unter Appenzellern gelebt hat, der weiss, dass ihre Unterhaltung einem blitzenden Gefechte gleicht, witzige Rede und Gegenrede Schlag auf Schlag sich folgen und ein Appenzeller nicht leicht eine Antwort schuldig bleibt.“ Und Eduard Engel, der grösste deutsche Stilkünstler der neuern Zeit, sagt in seinem Buche „Deutsche Stilkunst“ über den Witz u. a.: Man hat den Witz ein „fragmentarisches Genie“ genannt und in der Tat: Wem ein guter Witz gelingt, der hat einmal, für diesen Augenblick, den Flügelschlag des Genius verspürt. Witz ist eine Rettung aus dem Widerstreit der Gegensätze des Lebens und er entsteht nur durch den schärfsten Zusammenprall dieser Gegensätze; oder mit einem Vergleich der Lehre der Elektrizität: durch das knisternde Ueberspringen des Funkens von Pol zu Gegenpol zweier einander genäherter elektrischen Drähte. Der Witz ist Würze, nicht Speise, ein Gran zu viel an Würze verdirbt die ganze Speise. Der Witz wird nicht gefunden, am wenigsten von dem der ihn sucht. „Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl.“ Wem die Gabe geworden, alles im hellsten Licht und zugleich im tiefsten Schatten zu schauen, dem glückt der Witz ungesucht. Der gesuchte Witz ist oft schrecklich, denn er ist das Gegenteil des echten Witzes.“ — Es ist das Verdienst Alfred Toblers,

die appenzellischen Witze in jahrelanger Arbeit gesammelt zu haben. Die erste Anregung hiezu gab ihm Professor Hagmann in St. Gallen, anlässlich eines Vortragsabends des dortigen Historischen Vereins. Unser „Witzvater“ begnügte sich aber nicht mit dem blossen Sammeln und Zusammenstellen der Witze, er ging auch ihrer Herkunft auf die Spur. Die wissenschaftliche Einleitung zu seiner prächtigen Studie aus dem Volksleben „Der Appenzeller Witz“ zeugt von Toblers grosser Belesenheit und Geschicklichkeit in der Verarbeitung des Quellenmaterials. Er war einer der besten Kenner appenzellischen Wesens, appenzellischer Volkssitten und Gebräuche und daher recht eigentlich dazu berufen, die Witze zu sammeln, die, wenn sie auch recht oft den Stempel der Derbheit an sich tragen, doch jeden Menschen, der an naturwüchsigem Humor Freude hat, rechten Genuss bereiten, namentlich da, wo schlichte Lebensart noch nicht missachtet ist. Bei der grossen Fülle der Witze konnte es natürlich nicht ausbleiben, dass auch billigere Ware mitunterlief, nicht lauter appenzellische Originalware. Aber aus den Gemeinplätzen ragen doch einzelne „Spröch“ hervor, die den Witz in den Dienst eines starken, nachdenklichen Humors stellen, einer in die Tiefe zielenden Kritik. Und diese ertragen es, dass man wieder und wieder zu ihnen zurückkehrt, da sie mehr sind, als blosse Gewandtheiten beweglichen und originellen sprachlichen Ausdruckes; sie sind Sarkasmen der Weltdeutung. Und das Gute hat der Appenzellerwitz sozusagen allerwege: er weiss, dass K ü r z e des Witzes Würze ist. So fand Alfred Toblers Kodex der Witze seiner Heimat stets dankbare Freunde, namentlich auch zur Kriegszeit, die einen das Lachen schier verlernen liess. Er hatte mit seinem Büchlein grossen Erfolg, die letzte Ausgabe mit dem 17. Tausend ist im Jahre 1921 erschienen — sie war sein literarischer Schwanengesang. Von der grossen Popularität, die das Witzbüchlein geniesst, ein kleines Beispiel: Selbst die Dorfbuben führten dem Witzvater Material zu. „Jüngst klingelte es an der Hausglocke“, so heisst es in einem Briefe, „ich gehe hinaus und siehe da, ein Knabe von etwa 13 Jahren war da,“ „er wolle mir einen Witz erzählen.“ Als er anfing, da sagte ich ihm: „ischt scho im Büechli! Tanke viel mol zom Schönschte,

chomm en anders mol mit em-e neue! Bhüett Gott!“ — „Jo bhüett Gott Herr Tobler 's cha's scho gee. Bhüett Gott und zörnid nütz!“ — Ein anderer gleichaltriger Knirps stellte unsern Witzvater in Heiden auf der Strasse und meinte zu ihm: „Herr Tobler, i wässe-n-en Witz!“ — —„Guett so! före mit em! . . . Drauf der Dreikäsehoch: „Wösseder der Onderschid zwüsched em-e Acker ond em-e Gmäändroot?“ — „Nä, pack us!“ . . . So wenn er's wönd wesse: „Im Acker tuet me d'Nare (Unkraut) use, ond im Gmäändroot ini!“ Und das von einem 13 jährigen, lautauflachenden Buben! Eine andere Tobler-Witz-Spezialität: Als eine Kuh nur immer vor dem Brunnen stand und nicht saufen wollte, sagte ein Herzukommender: „Keijed si no in Gmäändroot ini, si lernt's denn scho!“ Und dem Verfasser dieses Lebensbildes gab der alte Freund den väterlichen Rat, den er auf das Titelblatt des Witz-Geschenk-Exemplars schrieb, „er solle dieses fromme Trostbüchlein bei Tag und Nacht vor Augen und im Herzen haben!“

In dieselbe geistige Domäne Alfred Toblers gehört auch sein Büchlein „Appezeller Naregmääand“, jene ulkige Schrift, die Redaktor Oskar Fässler in St. Gallen in überaus zutreffender Weise also rezensiert hat: „Er stösst wieder einmal den Zapfen aus, unser frohgemute Landsmann im Vorderland, und es sprudelt heraus aus dem Fässlein der Lust, der muntern Laune, des schalkhaften Frohsinns: — „Hochgeachteti ehrsami Here Roodsherre samt annere hochgeachtete, ehrsame Roodsversammli!“, erschallt spöttisch, formenunterwürfig die umständliche Anrede. Drollig ist's von vorn bis hinten, voller aparter Landesgerüchlein, eine Heerschau einheimischen Sprachguts, urchigste Typen des Volksbestandes heraufbeschwörend. Und die Gemeinde der Leser dieses rotbackigen Büchleins wird, des sind wir sicher, lachend die Hände zur Abstimmung erheben, wie das engere Völklein der Narrengemeinde: „äähellig aa-g'noo!“ Dass aber das gesprochene Wort oft viel besser wirkt als das geschriebene oder gedruckte, dafür ist Tobler's „Narrengemeinde“ ein Schulbeispiel. In Heiden tagte vor Jahren die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. Alfred Tobler gab bei diesem Anlass Kostproben seiner „Naregmääand“ zum Besten. Mit dröhnendem Lachen quittierten

die Herren „Volkskundschafter“ den Vortrag. Und als Tobler einmal im Historischen Verein in St. Gallen dieselbe ulkige Geschichte vortrug, da hat bei einer besonders lustigen Stelle der sonst so ernste und würdige Herr Professor Dierauer einen „Lacher“ getan, wie ihn unser Witzvater „tags ond des Lebens no nie g'hört hei.“ Drauf sei Dierauer wieder ganz still und mit versonnenem Lächeln dagesessen. Dieser Beifall hat den „Appezeller-Nare-Hoppme“ mächtig gefreut, denn die Kunst, einen Dierauer zum Lachen zu bringen, habe nicht jeder verstanden. Tobler verdankte die Mitteilungen über die „Naregmäänd“ den mündlichen Ausführungen eines Oberegger Bürgers, Sebastian Bürki (Hoppme'sch-Seppesch-Hofesepplis-Hansjockeblis Baschtiaa). Tobler hörte diesen Kauz einmal zufällig die „spasshafti: Roodsversammlj“ vortragen. Sie überwältigte ihn dermassen, dass er ihm sofort auf die Bude stieg und ihn nicht mehr losliess. Der heimatkundliche Forscher fühlte eben sofort heraus, dass das keine gewöhnliche Spassmacherei sei, und fand dann den historischen Grund und Boden der Sache. Dem „Baschtiaa“ aber war die „Roodsgemeinde“, obwohl man ihm in Oberegg einmal gedroht hatte, „em of-e Grend z'gee“, sein Ein und Alles, die Freude seines Herzens, auch in der Zeit furchtbarer, schmerzhafter Krankheit, an der er gestorben ist. Es hat Tobler weh getan, dass er dem „Baschtiaa“ das Büchlein über die Narrengemeinde nicht mehr in die Hand geben konnte. — Acht Tage vor dem Erscheinen des Büchleins ist Bürki gestorben.

„Wenn der Appenzeller nicht witzelt, so singt er“, sagt Prof. Nef. „Die Gesangspflege ist aber nicht nur massenhaft, sie ist auch eigenartig. Das Volk hat sich eine besondere Kunst nach seinem Geschmack geschaffen, und es gibt bekanntlich zwei Arten davon: den Berg- und Jodelgesang der Sennen und den in den Vereinen gepflegten Chorgesang. Alfred Tobler hat nun beiden Gattungen seine Aufmerksamkeit geschenkt und in mehrern Studien und Sammlungen ihre Besonderheiten festgelegt. Dank der emsigen Tätigkeit Toblers ist uns für das Land Appenzell ein völliger Ein- und Ueberblick in und über das Volksmusikwesen ermöglicht; dem Musikkundigen erschliesst sich da eine kleine bunte Welt, die für sich lebt und gedeiht.“

Mit einer Untersuchung über den „Kühreihen und Jodel“ hat Tobler im Jahre 1890 eingesetzt. Es gelang ihm durch Vermittlung Professor Adolf Toblers in Berlin, die älteste, aus dem Jahre 1545 stammende Version des Appenzeller Kuhreihens aus der Königlichen Bibliothek in Berlin zu bekommen. Heute ist der Kuhreihen auch bei uns fast ausgestorben, von der jüngeren Generation wissen wohl die wenigsten, was ein solcher eigentlich ist, und wodurch er sich von andern Formen des alpinen Gesanges, wie Jodler, Jodellied, Alpsegen usw. unterscheidet. Alfred Tobler hat den Kühreihen wieder ausgegraben, und mit Wehmut erinnert sich heute sein Biograph jenes Abends, da er ihm denselben vorgesungen — zum letztenmal in seinem Leben. Es ist festzuhalten, dass der Kühreihen nichts anderes ist als das „Eintreibelied des Kuhhirten“, bei welchem die Melodie die Hauptsache, der Text aber Nebensache ist. Die Untersuchungen Toblers erstreckten sich aber auch auf den Jodel und das Jodellied. Aus seinen Notierungen und seinen Mitteilungen darüber gewinnt man höchstinteressante Einblicke in das künstlerische Schaffen der Natursänger. Es ist dies die Naturmusik, die ohne Noten gedeiht, ja die in Noten festzuhalten oft grösste Schwierigkeiten bereitet, Schwierigkeiten, die zu überwinden Alfred Tobler sich redlich Mühe gegeben, und die er auch, soweit es immer möglich ist, glücklich besiegt hat.

Aus den Tobler'schen Liedersammlungen sind bekannt: „Aus der Heimat“. Zwei- und dreistimmige ältere Lieder für Schule, Haus und Verein, insbesondere für Frauenchöre. Gesammelt und bearbeitet von Alfred Tobler und August Glück. Dann aber vor allem: „Sang und Klang aus Appenzell“. Eine Sammlung älterer Lieder für vierstimmigen Männerchor, nebst einem Anhange. Dieses Liederbuch ist ein von Liebe und Verständnis für die Volksweisen seines engeren Vaterlandes zeugendes, melodienfrisches, so recht natürlich ansprechendes Werk, das nicht nur für den Appenzeller, sondern überhaupt für jeden Freund des Volksgesanges von hohem Interesse ist. Neben einigen wenigen Chören, die Gemeingut des Schweizervolkes sind, enthält die Sammlung nur appenzellisches oder wenigstens ostschweizerisches Eigengewächs, namentlich eine bedeutende

Anzahl Kompositionen von Johann Heinrich Tobler, Ferdinand Huber, H. Ambühl und andern, sodann viele eigentliche, ein- und mehrstimmige Volkslieder, von denen weder Dichter noch Tonsetzer bekannt sind. Besonders interessant sind die am Schlusse des Bandes zusammengestellten Appenzeller Jodler. Sehr bemerkenswert ist auch das Vorwort, das eine kurze Geschichte der Entwicklung des Männergesanges im Appenzellerlande, biographische Andeutungen über die bedeutendsten der im Buche vertretenen Komponisten und endlich Notizen über das Jodeln enthält, die von allgemeinem Interesse sind. Dass in den annähernd 200 Nummern neben vielem Wertvollen und wirklich Schönen auch mehreres mitläuft, was entweder in musikalischer Hinsicht einer Wiederbelebung kaum würdig erscheint, oder sich geradezu als textliche Ausgelassenheit qualifiziert, ist wohl auf das Bestreben zurückzuführen, ein möglichst vollständiges Bild volkstümlichen, wenn auch derben Humors zu entwerfen. Die Herausgabe dieses Buches wurde dadurch ermöglicht, dass Reallehrer Alfred Schönenberger in Heiden in aufopfernder und uneigennütziger Weise sich der Aufgabe unterzog, den musikalischen Teil der ersten Auflage stellenweise einzurichten, und dass bei Herausgabe der zweiten, nach der appenzellischen Richtung hin wesentlich erweiterten Auflage Musikdirektor August Glück in Frankfurt a. M. dem Verfasser hülfreich zur Seite stand, wie dieser auch manches dem Nachlasse seines mit dem appenzellischen Gesangsleben vertrauten Vaters verdankte, dann aber auch Musikdirektor Roman Suter und Lehrer Rohner in Appenzell, Redaktor J. M. Müller, Arzt Gottlieb Krüsi in Herisau und Fritz Grob in Wattwil.

Professor Karl Nef hat recht, wenn er sagt „die Appenzeller selbst haben nach und nach ihre eigenen Lieder vernachlässigt, die allgemeine deutsche Männerchor-Literatur hielt ihren Einzug und überschwemmte alles. Da kam unser Alfred Tobler, sammelte die alten Lieder, gab sie neu heraus, schrieb über die Komponisten, über das Landsgemeindelied, kurz, rief das Vergangene in Erinnerung zurück, zeigte, wie schön es ist, etwas Eigenes zu besitzen. Und seine Arbeit war nicht umsonst, die alten Leute nahmen mit Freuden die zurück-

gesetzten Lieder wieder vor und die Jungen lernten sie neu. Die Bewegung, die Alfred Tobler angebahnt, ist verwandt mit der in den bildenden Künsten, mit den Bestrebungen „Für's Schweizerhaus“ und „Schweizergerät“. Niemand wird eine appenzellische Sennhütte oder ein Schindelhaus in die Hauptstrasse einer Stadt setzen, aber man wird sich freuen, wenn diese an Ort und Stelle ihre gute Art bewahren. So soll man auch nicht Appenzellerlieder in ein Symphonie-Konzert verpflanzen, aber in ihrer Heimat klingen sie schön und sind von unvergänglichem Reiz.“ (Leider, auch das soll und muss gesagt werden, verhalten sich auch viele Dirigenten unserer ländlichen Gesangvereine Toblers „Sang und Klang“ gegenüber ziemlich ablehnend. Jahrelang war die Nachfrage nach diesem Liederbuch eine ungemein flaue. Erfreulicherweise hat sich in neuerer Zeit der rührige Vorstand der Sektion Appenzell A. Rh. der schweizerischen Heimatschutzvereinigung des appenzellischen Volksliedes wieder angenommen, und auch Musikdirektor Aeschbacher in Trogen, der mit einer Sammlung beliebter Appenzeller Lieder hervorgetreten ist und Dialektgedichte unseres gemütvollen Appenzeller-Mundart-Poeten Julius Ammann vertont hat. Auch ist es ein erfreuliches Zeichen des Wiedererwachens des Interesses an Toblers „Sang und Klang“, dass an dessen Biographen von zwei Seiten, nämlich von den Appenzellervereinen Aarau und Olten, die Anregung zu einer Neuausgabe dieses Buches gemacht wurde.)

Als seine Hauptarbeit betrachtete Alfred Tobler seine wissenschaftliche Abhandlung „Das Volkslied im Appenzellerlande“. (Eine Studie, Verlag der Schweizer. Gesellschaft für Volkskunde.) Sie ist wie die „Naregmäänd“ voll aparter Landesgerüchlein. Tobler charakterisiert darin die Melodien des appenzellischen Volksliedes, die höher stehen als dessen Texte, als sonnig und fröhlich; er kommt auf drollige Vexiersänge mit „Tschinggen“-Liedern als Beispielen neuer Schöpfungen im Volksgemüt zu sprechen, führt „Gmäändsschlötterli“-Lieder, Stubetelieder, die Sänge des spezifischen appenzellischen Selbstbewusstseins, der Freude an seinem Lande und an sich selbst an; er bringt Hochzeitsliedli, Frag- und Antwortlieder aufs Tapet, und dann gehts von den innern Himmeln

der kleinen Appenzeller Welt zum äussersten und höchsten Ring, zum Empyreum-Jodel, geheissen „Rugguser“, „Chüedreckerli“ (Melklied), „Zöhlerli“, Sennensprüche und Alpsegen, „Löckler“ und Kuhreihen machen den würdigen Beschluss. (Möchte doch dieser appenzellische Klangschatz treu und unverdorben vom Volke festgehalten werden (auch entgegen manchen Modeeinflüssen eines Vereinsgesanges, der gedankenlos Fremdartiges, der heimischen Weise durchaus Widersprechendes bevorzugt: Bayrisches und Koschat-Melodien) und möchte doch auch in andern Kantonen das Inventar des echten, alten Volksgesanges aufgenommen werden, bevor es zu spät ist. — O. Fässler im Tagbl. der Stadt St. Gallen, 21. Februar 1900). Freilich, das „Volkslied im Appenzellerland“ duftet nicht immer nach Reseda und Nelken, aber in ihm wiederspiegelt sich das Volk in seinem kernhaften, ungeschminkten Wesen. Es kann nicht behauptet werden, dass diese Schrift sich als Lesestoff für die Schule eignet, aber ihr kulturhistorischer Wert wird bleiben.)

Singen und Tanzen ist dem Appenzeller Bedürfnis. Das lässt er sich nicht nehmen. Auch hierüber hat Alfred Tobler eine Abhandlung geschrieben; sie nennt sich „Der Volkstanz im Appenzellerlande“ (Schweizer Archiv für Volkskunde, Band VIII, Zürich 1904. Mit fünfstimmiger Notation für Violine I. und II., Hackbrett, Cello und Bass.) Da steckt wiederum der Schalk dahinter und Tobler weist nach, wie die Tanzlust und die Tanzsucht seit Jahrhunderten ein Zankapfel zwischen einer Obrigkeit war, deren Mitglieder zumeist über die Tanzjahre hinausgewachsen waren, einer Geistlichkeit, die den Tanz für eine Teufelserfindung hielt, und einem lebenslustigen Jungvolk, dem eben dieser sündige Tanzteufel in Kopf und Gliedern steckte. Der Verfasser geht zur Zusammensetzung der Tanzmusik über, die, wenn sie originell appenzellisch sein „ond au näbes glych seche söll“, aus erster und zweiter Geige, Hackbrett, Cello und Bassgeige bestehen soll. Nacheinander werden dann die echten Appenzellertänze besprochen: Der „Appenzeller“ oder der „Ländler“, („bim Ländler goht's gaanz gstäät ond manierli: offeme Flääschtäller söttme'sch chöne“), der „Schlyfer“ und „Gumper“ (die

Päärli schüssid im Saal omme wie Brieme in-ere Laterne"), der „Hopser" und „Hierig" (ein alter Appenzeller Pantomimen-Tanz), „Drei lederni Strömpf" und der „Aliwander" (welch letzterer an die Reihe kam, wenn es anfing, auf dem Tanzboden recht lustig zu werden, „wenn's efange-n-e betzeli Staub in-n-Chöpfe gkaa händ.") Bekannt ist auch der „Ballbierer-Tanz" und der „Schicktanz". So bietet uns Alfred Tobler in seinem „Volkstanz im Appenzellerland" in gründlicher, aber von goldenem Humor durchwirkter Art und Weise ein Stück urechten Appenzeller Volkslebens, das er in Wort und Noten dem Vergessenwerden entrissen hat.

Erwähnt sei auch noch die Studie „Musikalisches aus Appenzell und Appenzellischer Kirchengesang" (App. Jahrbücher 1896). Wie Dr. Friedrich Hegar den Musikhistoriker Tobler eingeschätzt hat, geht aus folgender Notiz hervor: „Es war im Sommer 1905, zur Zeit, da Kaiser Wilhelm II. die Herausgabe einer Sammlung deutscher Volkslieder für Männerchöre wünschte, in der auch eine Anzahl populärer Schweizerlieder aufgenommen werden sollten. Die betreffende Kommission hatte Hegar mit der Bearbeitung der letzteren beauftragt. Er gelangte an Tobler mit der Bitte, ihm in der Aufsuchung passender Lieder behülflich zu sein, und in einem andern Briefe Hegars an Tobler heisst es: . . . „Es war mir ein angenehmes Ausruhen, als ich mich hinter Ihre Appenzeller-Volkslieder und Volkstänze machte, wobei meine Bewunderung für Ihren Fleiss und Ihre Geduld und für die Liebe, mit der Sie sich in Ihre Arbeit vertieft haben, immer mehr gewachsen ist." (Tobler stand seinerzeit auch in regem persönlichem Verkehr mit dem berühmten deutschen Musiker Herzogenberg in Berlin, der so oft und gern als Kurgast in Heiden weilte; in seinem Hause zum „Abendrot", das Wildenbruch in seiner Skizze „das tote Haus am Bodensee" verewigt hat, wo oft auch Professor Spitta auf Besuch war, wurde mit Alfred Tobler oft gern musiziert und gesungen.) Wie der emsige Forscher auf der Suche nach volks- und heimatkundlichem Material zu Werke ging, das hat er selber in launiger Weise also beschrieben: „Das Volkslied liegt nicht auf der Oberfläche. Es kommt einem nicht auf Schritt und Tritt entgegen. Man muss ihm nachgehen

und es aufsuchen bei Tag und bei Nacht. Man muss das Volk beobachten an Jahrmärkten, in den Wirtshäusern, bei Festen, Tanz, Spiel und Arbeit. Dem Fremden wird es nicht leicht möglich, auch nur den kleinsten Teil des Volksliederschatzes zu ergründen, weil er das Volk selten oder nie in der Stimmung hört, da es aus sich herausgeht, und weil ihm das Volk überhaupt mit oft geradezu entschiedenem Misstrauen entgegenkommt. So kann auch derjenige, der Land und Leute kennt, nur mühsam, mit grosser Geduld, vielem Zeitaufwande und oft nur durch Zufall diesen Schatz heben.

Ich weiss nicht, wie viele Ställe ich aufsuchen musste, vor wie manchem Webkeller ich lauschend stand oder in wie manchen ich hinabstieg, wie manchen Tanzboden ich betrat und dort bis über Mitternacht ausharrte, wie „mengs Aalöösli“ ich mitmachte, wie manches Glas Wein ich auf diesen Volksliederjagden über den Durst trank und wohl auch trinken musste, wie manchen Liter ich dabei zuweilen fliegen liess, um die Zungen zu lösen und dem Volksliede zur Geburt zu verhelfen, wie oft ich in Gefahr stand, wegen Ueberschreitung der Polizeistunde mit den Polizeigesetzen in Konflikt zu geraten. Trotzdem aber weiss ich, dass meine Sammlung unvollständig ist, und dass ich am Schlusse meiner Arbeit mit unserm grossen Landsmanne, Dr. Titus Tobler von Wolfhalden, meinem Vorbilde und gewaltigen Vorarbeiter auf dem Felde der Erforschung appenzellischer Eigenart, sagen kann: „Bis man das Leben und Weben der Leute zu Hause und auf dem Felde, in den Tälern und auf den Bergen, in dem Tempel und um der Linde, auf Jahrmärkten und in Tanzsälen, an Prozessionen und an sonntäglichen Belustigungen, ach, dies und noch viel mehr kennt, bis dann steigen wir ins Grab“.

Schlimm hätte es unserm Sammler und Forscher einmal ergehen können auf einer seiner Entdeckungsreisen. Er wollte sich selbst von der Wirkung des Gegenstückes zum friedlichen Freudenjauchzer und Jodel, dem sogenannten „Huija“, diesem wild und verwegen tönenden Herausforderungsruf zum Zweikampf, der jedoch nur noch selten und in abgelegenen Gegenden gehört wird, überzeugen. Er „hujete“ auf einer Anhöhe des appenzellischen Hügellandes, während sie unten am Mähen waren. Aus

Leibeskräften schrie das kurze, dicke Männchen in den taufrischen Sommermorgen hinaus die Zauberformel: „Hui! Huiomm! rond ischt de Huett, guett ischt de Bueb ond känn, der en ommechehre thuett! Hujomm! Sälewie! Wer chonnt ufe-n-ond tuett mi omm! Bueb för Bueb! Maa för Maa, hej er Dreck am Baa ond chorz oder lang Hose-n aa!“ Aber „woll, woll“, die „Buebe“ nahmen diese wilde Herausforderung nicht für Spass auf. Die Sensen zu Boden werfen, den Hügel hinaufstürmen, um dem Hujomm-Rufer Mores zu lehren, war das Werk eines Augenblickes. Unserm Pseudo-Sennen wurde es doch etwas unheimlich zu Mute, denn zum Raufen und „Hoselöpfle“ war er durchaus nicht eingerichtet. Aus der höchstfatalen Lage rettete ihn nur die Einsicht der auf ihn Losstürzenden. Offenbar mit dem Gedanken: „Jää soo! isch gad en derege“ kehrten sich die anfangs Wutentbrannten von ihm ab. Das Hujomm-Rufen hat Alfred Tobler aber seither bleiben lassen; denn er hatte gerade genug an diesem Exempel. Eines von Toblers Spezialfreudlein war es, den letzten überlebenden alten appenzellischen Söldnern in fremden Diensten ihre Erinnerungen abzuklopfen und getreulich niederzuschreiben. Ulrich Loppacher in Heiden, wo er heute noch hochbetagt lebt, ist einer dieser zähen, alten Kracher. Wie Tobler mit solchen Leuten zu verkehren wusste, das beschreibt er also: „Ich wünschte, dass mein Haudegen mich morgens besuchte, als ob ich sein weiland General Zupi sei und er meine Ordonnanz. Er kam trotz Alter und Krankheit, trotz halbstündigem Weg, auch bei Unwetter meinem Wunsche nach. Punkt 9, 9 1/2 oder 10 Uhr, je nach Bestimmung, klopfte die Ordonnanz an die Türe. Der „General“ schrie: „Avanti, Mansche patati!“ (Kartoffelesser). Antwort: „Bunschuur Excellenz!“ Und es ging los. Aber förmlich herausklauben musste er die Erinnerungen aus dem alten Schädel Loppachers, in dessen stechendem Blick heute noch ein Schimmer früheren Draufgängertums und wilder Entschlossenheit flackert. So ist Alfred Tobler, den viele im Lande nur als den Herausgeber der „Appenzeller-Witze“ und etwa noch der „Narrengemeinde“ kannten, viel mehr gewesen, als ein blosser Anekdotenkrämer. Er hat prächtige geschichtliche Aufsätze, kulturhistorische Skizzen und

Biographien verfasst, so z. B. „Ein Beitrag zur appenzellischen Geschichte der Jahre 1732 und 1733“, „Chronikalische Beiträge zu den Appenzellerkriegen“, „Die St. Nikolausfeier oder der „Klösler in Speicher“ in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts“, „Die Allmend- und Gemeindeteilfrage im Kurzenberg 1524—1898“, „Erinnerungen von Oberst P. B. Rüsch an Napoleon aus den Jahren 1807 und 1808“, „Erlebnisse eines Appenzellers in neapolitanischen Diensten 1854 — 1859“, solche des Feldweibels Joh. Jakob Niederer von Lutzenberg im Sonderbundskriege und solche eines Thurgauers in neapolitanischen Diensten 1844—1850“ und das Lebensbild des streitbaren Pfarrers, Politikers und Journalisten Joh. Ulrich Walser in Grub.

Im Zeichen der Mundartforschung.

Alfred Toblers wissenschaftliche Einstellung zur Mundart, wie auch sein volkstümliches Empfinden hat ihm gesagt, dass der Dialekt ein Stück Kulturgeschichte, das Charakteristikum eines Volkes sei. Er erblickte in der Mundart ein Kleinod, das, unbeschadet unserer nationalen Einheit, in der kulturellen Verschiedenheit die Volksstämme besitzen, die in unsern Bergen nebeneinander wohnen. Tobler, durch und durch ein Appenzeller, hat sich oft genug daran gestossen, dass manchem Halbgebildeten alles zuwider ist, was urchigem Volkstum entspringt. Der gebildete Alfred Tobler wusste eben gut genug, dass es nichts Ehrwürdigeres gibt, nichts, was inniger mit dem ganzen Wesen eines Volkes, seinem Ursprung und seiner Geschichte verknüpft ist, als die Mundart, die Sprache unserer Kindheit, unserer Väter. Deshalb hielt er hohe Stücke auf die Pflege der Mundart, die er in Wort und Schrift meisterhaft beherrschte. Um deren Erhaltung und Verbreitung hat er sich nicht nur durch die Herausgabe der „Witze“ und der „Narrengemeinde“ verdient gemacht, sondern ganz besonders auch durch seine im urchigsten „Puuretütsch“ geschriebene Jugendgeschichte „Näbes os mine Buebejohre“,

in der rückschauender, strahlender Humor eine Kindheit vergoldet, die von Bitternis doch eigentlich recht schwer überschattet war. Für ihn war die Mundart ein Stück Heimatschutz, die geistige Heimat. Er, der sich wie selten einer in den fremden Sprachen, auch in den alten, auskannte, kehrte immer wieder gerne zur Mundart der Heimat zurück. So war er auch recht eigentlich dazu berufen, ein eifriger Mitarbeiter des Schweizer. Deutschen Idiotikons zu sein, dem er im Laufe der Jahre unzählige wertvolle Beiträge geliefert hat. (Einer der Hauptbearbeiter dieses Monumentalwerkes, Prof. Dr. E. Schwyzer in Zürich schreibt: „Sie wissen selbst, was auch uns Alfred Tobler gewesen ist. Seine Veröffentlichungen sind für uns neben Titus Toblers „Appenzellischem Sprachschatz" eine immer noch fliessende Quelle; oft stösst man im Material auf eine inhaltsreiche Karte von seiner Hand, eine Freude nicht nur stofflicher Art, sondern stets zugleich ein persönlicher Genuss"). Alfred Tobler selber sagt: „Ich gehe der Sprache auf den Grund nach, soweit ich kann, und halte mich möglichst an den unmittelbaren Volksmund. „Graad e-so wie's oss em Muul chonnt, muess mer see." So kommt es, dass z. B. auch die „Idiotiker" in Zürich eine Freude dran haben und Auszüge aus meinen Sachen machen . . ." Wahre Perlen Alfred Tobler'scher Dialektstücke sind u. a. auch seine urfidelen Kalendergeschichten „'s Urnäscher Zeesfräuli", „E törggisches Baad", „Eine teuflische Geschichte". Und dann das putzige Büchlein über Hans Konrad Frick, ein appenzellischer Volksdichter, den schlichten Mann aus dem Volke, von köstlicher Originalität, von urwüchsigem Witze und gesunder, mit scharfer Kritik durchsetzter Lebensauffassung. Sie pilgern recht sorglos daher, auf keine Glättung bedacht, diese Frick'schen Knittel- und Knotterverse, aber es ist eine gar lustige Fahrt, und die Lustigkeit dieser Poesien erhebt sich zum wirklichen, echten Humor voll Klugheit und männlicher Tüchtigkeit hinter dem Schalkskleid. Frick hat seine Leute bekehren wollen, indem er sie unterhielt; er war nicht bloss Spassmacher, er war ein Stück Bauernphilosoph. Alfred Tobler nennt diesen Frick den „Appenzellischen Struwelpeter, der alles durcheinander und übereinander stolpert und stolpert,

trotzdem er (Tobler) fegte und putzte und striegelte, so viel es nur leiden mochte". Der Wert der Frick'schen „Dichtungen", wenn sie diesen pompösen Namen auch nur annähernd verdienen, liegt nur im Kulturhistorischen seiner Zeit und seines Volkes, den aber werden sie so ganz, ganz im kleinen, aber prächtig kleinen, behalten. „Wenn da einer", so schreibt Tobler, „diesen guten, braven Frick vom hohen Pegasus herunter beurteilen wollte, wie man dies ja leicht tun könnte, so hiesse es, mit Kanonenkugeln auf Spatzen schiessen."

Dem Verdienste die Krone — dem Sammler und Forscher den Ehrendoktortitel.

Als Alfred Tobler, wie man so zu sagen pflegt, in die Jahre gekommen war, gab es auch für ihn Zeiten, in denen er sich nach Ruhe sehnte. Da schreibt er z. B., „er müsse etwas ausspannen nach der vielen Manuskriptausarbeiterei, die ihn nachgerade nervös geritten habe, vorläufig erhole er sich bei Göthe in „Wilhelm Meisters Lehrjahre", vielleicht tue er sich noch einmal als „Schäärmuuser" auf, einmal sei das ein schöner Verdienst, 20 Rappen das Stück, und dann wärs auch des Titels wegen, der einem hierzulande sofort zu Teil würde". Den Titel „Schäärmuuser" hat nun Alfred Tobler freilich nicht erhalten, dafür aber einen andern, unendlich wertvolleren. „Barde an der Wolfshalde", „Appenzellischer Sängervater", „Appezellische Narrehoppme" und Doctor humoris causa", so hat er sich nicht ungern titulieren lassen; nun kam aber noch der „Doctor phil. honoris causa" dazu. Kurz und bündig schreibt er hierüber in seinen Lebensaufzeichnungen: „Am 18. April 1914 ernannte mich die erste Sektion der Philosophischen Fakultät Zürich unerwartet und unverhofft zu meiner grossen Freude und Ehre .... „wegen der „unermüdlichen und liebevollen Erforschung von Wort, Weise, Sitte und Geschichte meiner Heimat" zum Ehrendoktor". Der also Geehrte war nun nicht mehr „nur" der „Sänger Tobler", sondern der „Herr Doktor Tobler". Als ihm der Postbote in einer Kartonrolle das Diplom überbrachte, sagte der neugebackene Herr Doktor zu ihm: „Wa Tüüfls bringed Ehr mer doo? J ha doch kä Spektivirohr

b'stellt, und als er die Rolle geöffnet, „heij's en fascht hene-n-use g'schlage.“ (Es war ein freundlicher Zufall, dass in ein und derselben Nummer der „Schweizerischen Illustrierten Zeitung“ die Porträts der beiden Ehrendoktoren Attenhofer und Tobler, des einstigen Gesanglehrers und seines Schülers enthalten waren.) „Wer mag wohl“, so schrieb Tobler damals, „meine Ehrendoktorkörpse hinein bugsiert haben? Ich fiel fast in Ohnmacht vor diesem Anblick.“ Und als er sein Konterfei auch noch im Kalender erblickte, bemerkte er: „Jechter-ooond-oo, wa mue-n-i nüd all's no erlebe-n-off dere b'bogglete Welt! Jetz händ's mer ase-n-en höbsche chriidewiisse Baart g'gee, da-n-i no all schtuune und luege mues, wie's au mügli sei, as' eso schöni, aalti Mandli gee chön. Wülls gölli lue! I hett's nie g'glopt, as i eso malioo schöö wär mit ase-m-e flääschige Läppsch, as eb i en Goof wär vom-e-ne habsburgische Kaiser oder Erz- oder Mineralherzog, wo jetzt d'enand ase schuuli bim Grend nend, 'z Galizie-n-one, die Galizipesti!“ Aber innig gefreut haben den alternden Mann doch die vielen hundert Glückwünsche, die ihm vom In- und Auslande zugeflogen kamen. Fast krank hat ihn diese Freude gemacht; denn: „Alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“ Dr. Alfred Tobler betrachtete die ihm gewordene Ehrung als eine Anerkennung für seine Lebensarbeit. Diese Anerkennung hat er sich mit saurer und harter Arbeit und täglichem Stundenfleisse Zoll für Zoll erkämpfen müssen.

Der Humorist und Pessimist.

„Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.“ Und tiefer noch: „Die Menschen soll keiner belachen, der sie wirklich liebt.“ (Göthe.) Humor wird nicht gelernt, sondern angeboren; man hat ihn oder hat ihn nicht.“ — Alfred Tobler, das Sonntagskind, hatte ihn; er war ihm angeboren. Aber mit vollem Recht konnte O. Fässler sagen, dass Toblers Humor auf dunkelm Untergrund erwachsen ist. Die Eitelkeit aller Dinge war ihm eine sehr geläufige Vorstellung, aber auch kein

Dr. Alfred Tobler

der appenzellische Sängervater und Kulturhistoriker
in seinem Arbeitszimmer

Grund, sich von dieser überwältigen zu lassen. „Rire est le propre de l'homme“ — „Lachen ist das dem Menschen Eigene“. Der Leser der Tobler'schen Briefe stösst wiederholt auf dieses Rabelais-Wort. Tobler hat es wie ein Motto für sich selber übernommen, sich übrigens auch etwas darauf zu gute getan, dass er der Pariser Soçieté des Etudes Rablaisennes angehörte. Toblers Humor war echt, hatte aber auch eine starke Neigung zur Groteske und zum Ulk. In den Augen gewöhnlicher Spiessbürger trieb er es ab und zu einmal etwas zu bunt, so z. B. damals, als er sein von ihm so sehr geliebtes Hündlein „Boweli“ mit himmelblauer Farbe anstrich, es zu sich in den Landauer nahm und seelenvergnügt eine Bluestfahrt ins Rheinland hinunter machte. In früheren Jahren zog er um die Weihnachtszeit herum nicht ungern als „Samiklaus“ aus, Leckerli, Biberli und Nüsse unter die Kinder des Dorfes zu verteilen, was ihm weniger verübelt wurde, als wenn er sich unverhofft, als Kapuziner gekleidet, auf einem Spaziergang blicken liess, wobei es ihm einmal passieren musste, dass derohalber eine Presspolemik und ein Kulturkämpflein entstund. Und ein ander Mal, als er zur Landsgemeinde in Trogen mit dem grossen blauen „Familiendach“ — nach Hundwil pflegte er jeweilen das rote mitzunehmen — einrückte, da war der regierende Herr Landammann, dem er im Rathaus seine Aufwartung machte, nicht sonderlich erbaut ob diesem Possenspiel. (Auch der Cilinderhut war sehr alten Datums). „D'Naregmäänd sei e-n-ard erscht morn, nüd hütt scho!“ Sprachs und liess das verdutzte Männchen stehen.

Oft weilte Alfred Tobler an der Trog'ner Landsgemeinde als Gast in einem der schönen alten Patrizierhäuser am Platze. Da traf es sich, dass auch der alte Reitergeneral und Luftschiffer Graf v. Zeppelin anwesend war; der kam bei Tobler just vor die rechte „Schmitte“. Es war u. a. auch die Rede von der Narrengemeinde und dem geflügelten Wort Titus Toblers: „Norregmäänd isch s'ganz Joohr, Naregmäänd gad änn Tag.“ Der Graf hat dann den Faden weiter gesponnen, zum hellen Ergötzen seines Vis-à-vis und mit fröhlichem Lachen von der Ehrenmitgliedschaft erzählt, mit der ihn die Braunschweiger Karnevalsgesellschaft bedacht hatte. „Nachdem

er so lange im Ernst für einen Narren angesehen worden, fühle er sich erheitert durch seine scherzhafte Aufnahme in den Narrenorden".

Der Unterton von Alfred Toblers Humor aber war Pessimismus, Schwarzseherei und düstere Weltanschauung. Kaum ein grösserer Brief aus seiner Hand, in welchem er ihr nicht Ausdruck gab. Wie oft und oft hat er Jesus Sirach 11. 29 zitiert: „Du sollst niemand rühmen vor seinem Ende", oder den Griechen Solon „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen", und immer und immer wieder kam er auf Prediger Salomo und auf Sophokles, „Niemals geboren zu sein, wäre das Beste", „Auch in der Jugend zu sterben ist gut." Dr. Tobler war aber auch Determinist, ein Anhänger der Lehre, dass sich alles Geschehene notwendig aus den Umständen ergebe. (Der alte Freund war mit dem, der ihm diesen Nachruf widmet, ganz und gar nicht einverstanden, als er ihm einmal schrieb: „Das Glück im Leben könne man sich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, schaffen, das Glück im Sterben müsse man haben." Postwendend antwortete der Pessimist darauf: Ich habe es zeitlebens an mir und andern erfahren, dass der Einzelne zu seinem sogenannten Glück absolut nichts beitragen kann, dass er vielmehr das Produkt seiner anerborenen Eigenschaften und seiner Lebensverhältnisse, seines sogenannten Milieus ist, von „A" bis „Z"). Der grosse Pessimist Professor Jakob Burckhardt in Basel, der Lehrer Toblers, hat an ihm einen guten Schüler gehabt.

Man kann sich nun fragen, ob da nicht ein Widerspruch klaffe in dem sonst so sonnigen und fröhlichen Wesen Alfred Toblers. Es kann dies aber nur bedingt bejaht werden. So unwahrscheinlich es klingen mag: Humor und Pessimismus decken sich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Trotz seiner Weltverachtung schrieb der Pessimist und Humorist Tobler in einer Person in einer dunkelgetönten, nachdenklichen Rückschau: „er bleibe eineweg noch der „Näbes os mine Buebejohre-Alfred Tobler, mit noch nicht ganz abgedrehtem Gitarrenzapfen." Eines seiner Losungsworte war: „Tout comprendre, c'est tout pardonner" das andere: „toujours y penser, jamais en parler", was er nach seiner originellen Art also übersetzte: „Am-e jedwedere Nare

g'fallt sini Chappe", „ond 's Muul zue ond nüd tue wie merke."

Neben dem Bilde Alfred Toblers als Philosoph und Pessimist, als Humanist und Determinist und als Humorist, strahlt hell und rein, lieb und freundlich das Bild des treuen, unwandelbaren Freundes von rührender Anhänglichkeit, goldlauterer Gesinnung und grosser Dankbarkeit. Und dieses Bild wird es sein, das denen, die ihm nahe stehen durften, am längsten in Erinnerung bleiben wird. Geistesbildung und Wissen hielt Dr. Tobler für ein hohes Ziel des Menschen. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Weil er in der Welt so viel Ungerechtigkeit sah, deshalb war er wohl Pessimist. Fragt die einfachen Leute aus dem Volke, was für ein Mensch er gewesen, und ihr werdet die Antwort erhalten: Er war liebreich und gut und „gnääsam." Dem Zauber seiner Persönlichkeit konnte sich niemand entziehen.

Ein Blick in Toblers Häuslichkeit.

Zur Charakteristik Alfred Toblers gehört auch seine engste Umwelt, das häusliche Milieu, in dem er lebte und still glücklich war. Im Jahre ~~1890~~ 1904 verlegte Tobler sein Domizil von Wolfhalden nach Heiden. Hier hat er als Heimatmensch sich sein Tuskulum geschaffen. My house is my castle — Mein Haus ist meine Burg. Mit Fug und Recht hätte er diesen Spruch über die Haustüre seines schönen rassigen Appenzeller Holzhauses setzen dürfen. Denn da fühlte er sich am wohlsten, er, der mit seinem Haus, seinem altmodischen Hausrat und hunderterlei kleinen beseelten Sachen und Sächelchen so recht eigentlich verwachsen war.

„Mein Häuschen steht im Grünen,
Den Freunden wohl bekannt,
Von Sonn' und Mond beschienen,
Und Bäumchen an der Wand!

So hebt's an zu singen und zu jubilieren im Liede Johann Heinrich Toblers, des Komponisten unseres Landsgemeindeliedes. Und das passt akkurat auf die Heimstätte seines Namensvetters Alfred Tobler. In Büchsen-

schussweite unter der Heidener Dorfkirche steht das Haus, zu dem der Bodensee heraufblaut und die Berge fernher grüssen, mitten im grünen Wiesenplan. In einer Anwandlung fröhlicher Selbsterkenntnis hat er einmal den Vers verbrochen:

„Hier an Heidens grüner Halde
Lebt' einst ein kurz, dick Männlein von Gestalde,
Appenzellerwort und Sitte hat er festgebannt,
„Appenzeller Sängervatter" wurd' er auch genannt. —
Er war ganz Mensch, konnt' auch nicht anders sein —
Die Glatze war sein einz'ger Heil'genschein."

Einen Vorgeschmack von kommenden Dingen bekam man schon, wenn man den engen Hausflur betrat. Pfarrer Birnstiel hat das in einer feinen Skizze „Ein Besuch beim Doktor humoris causa" anschaulich geschildert. . . . Alt Appenzellerland grüsst uns bei unserm Eintritt ins Haus. An hölzernen Stangen und bunten Lederriemen die grossen Senntumschellen, an den Wänden alte Landsgemeinde-Trophäen, Hüte von zum Teil über lebensgrossen und verwegenen Formen (auf dem Boden eines solchen Zilinderhutes, inwendig natürlich — gut eingeklebt, das Bild einer schönen jungen Maid). Und Bilder an der Wand, Ansichten von alten Landsgemeinden, „Tubakpfiffli", „Backseckel", Pfiffeschtorrer", Degen, Regenschirme und andere Kuriositäten in grosser Zahl und rührender Eintracht beisammen liegend, stehend, hängend. Und auf dass der Unwissende wissend werde, war das Wort „Tonhalle" an die Oberschwelle der Tür geschrieben, die zu einem ganz diskreten Gemach führt, und darunter der Göthespruch in verschnörkelter Schrift:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges stets bewusst . . ."

Und nun hinein, ins „Laboratorium", wie er seine Arbeitsstube nannte, wo's so gemütlich zu weilen war, sofern der Hausherr nicht just vom Kopfweh heimgesucht war, dem „choge Zueschtändli"; da drinnen hat man ihn dann angetroffen als das Urbild friedlicher Beschaulichkeit. Alfred Tobler war ein passionierter Hundefreund, sein „Boweli" ging ihm über alles. Dem kleinen Hundevieh mit seinem zottigen Fell war er mit fast byzantinischer Treue und Anhänglichkeit ergeben, und der kleine Köter genoss grosse Rechte in diesem Hause.

Später, als „Boweli“ wegen Altersschwäche mit Chloroform vom Leben zum Tode befördert werden musste, wendete er seine Liebe zwei Katzen zu. Die eine machte sichs bequem auf den Knien des Hausherrn und spulte seelenvergnügt. Und das junge Kätzchen, ein schneeweisses „Büseli“ mit einem kohlschwarzen Näschen, der „Peijass“, nahm in der Regel von der Glatze seines Besitzers Beschlag, zupfte ihn mitunter sanft am Ohrläppchen. — Das Kätzchen auf der Glatze liess das „choge Zueschtändli“ begreiflicher erscheinen. Die „gute alte Zeit“ grüsste von den bildergeschmückten Wänden und von den unheimlich vielen geschwätzigen Uhren ältesten Kalibers, sie grüsste von den massigen Wandkästen, den glänzend polierten, und von dem zierlichen Buffets, dem geschnitzten, mit dem obligaten Handgiess und den geblümelten „Kafibeckeli“ und Spruchtellern, auf denen etwa zu lesen stand:
„Keine Küsse sind so süsse, wie die verbott'nen Küsse.“
„Liebe mich immer im Stillen.“
„Nur für dich allein wünscht mein Herz zu sein.“

Die gute alte Zeit grüsste aber auch von den prächtigen Kommoden, den geschweiften, mit den fein ziselierten Beschlägen, dem mächtigen Ofen, auf dessen oberster Zinne ein tönerner Krug, den schon Rebekka am Brunnen benützt haben könnte, sein beschaulich Dasein führte. Nicht fehlten die „g'schierigen“ Hündlein und Kätzlein und das tönerne Essigfässlein neben der „Gottere Franzbranntewii“, der so heilsam sein soll gegen allerhand Gebresten. Ein greulicher Verlag überall: Ganze Stösse von blau und rot angestrichenen Zeitungen, Apfelschnitz- und Pommeranzenteller, Cigarrenkistchen, Aschenbecher, über ein Dutzend, Trücklein mit „Hemperchnöpfli“, Nageltrucken, Handwerkszeug — daher wohl die freundliche Einladung an den Besucher: „Hock ab, wenn'd chast!“ Flankiert war der schwere Schragentisch, an dem der emsige Sammler und Forscher — im Sommer hemdärmelig, im Winter mit dem Lismer oder dem Schlafrock angetan — arbeitete, von Büchergestellen, die vom Fussboden bis zur Decke reichten und Hunderte und Hunderte von mehr oder weniger dickleibigen Folianten, Bänden — in seltener Vollständigkeit die Abteilung „Abbatiscellana“ — und ganze Kalendersammlungen

enthielten. Alfred Toblers reichhaltige Bibliothek ist das treue Bildnis ihres Besitzers; sie zeigt nicht, was er gewesen ist, aber was er gewollt hat, und ebenso, dass sie ihm nicht Dekoration, sondern Werkzeug war. Immer hat er mit dem Bleistift in der Hand gelesen, Tausende von ernsten und fröhlichen Bemerkungen hat er seinen Büchern anvertraut. Von den Wänden und Regalen — kaum ein talergrosses Stück des Täfers kam zum Vorschein — grüsste die bildliche Darstellung eines Senntums, grüssten Daguerrotypen, Silhuettenbildchen und Photographien einstiger Lehrer, Schulkameraden, Freunde, Familienbildnisse, aber auch Zeichnungen und Gemälde, verschimmelt und farbenfrisch, Bilder aus der längst entschwundenen Zeit von Toblers Studienjahren und aus den Tagen seines künstlerischen Ringens und Erfolges. An den Butzenscheiben flammten Wappenscheiben auf. Und dann erst das Sammelsurium im Obergemach, der Schlafkammer mit der „malioo grossen Himmelbettstatt", den buntbemalten Kästen und Truhen, Hutschachteln, Perrückenständern; das Bett hoch aufgeschichtet, rot und weiss karriert die Decken- und Kissenüberzüge, als Ueberwurf eine aus Sennenschnupftüchern zusammengenähte Decke. Ueber dem Kopfstück der Bettstatt eine Kuhschelle — „vo weges, wenn-em 'z Nacht näbes sött passiere." Am wohlsten aber fühlte sich der originelle Mensch in seinem Arbeitszimmer, neben sich auf der einen Seite eine alte, verbeulte Kupfergelte, auf der andern Seite eine grossmächtige Trommel aus dem Sonderbundskrieg, mit einseitiger Kalbfellbespannung, beides als „Papierkorb" benützend. (Von einer Schreibmaschine wollte er nie etwas wissen, „das sei ein Möbel, mit dem er nichts anzufangen wisse, ond die Chlapperete mög er weleweg nüd verliide, 's sei vo weges dem choge Zueständli." Ein Wunder, dass er nicht mit dem Gänsekiel geschrieben, der in sein Milieu weit besser gepasst hätte, als die goldene Füllfeder, die er sich, wie er einmal behauptete, in einer Anwandlung von Grössenwahn angeschafft habe. „Me sölls denn aber jo nüd öppe i's Häädlerblättli tue, söss täu me-n-e no im Schtüüre-n-ue!")

Wie glücklich und zufrieden fühlte sich Alfred Tobler in der selbstgewählten Einsamkeit seines stillen, schönen Heims, mitten in seinen Altertümern. Da schreibt er

einmal: „. . . . Wenn auch nichts weiter wäre als das wundersame Schicksal: Einsam sein zu können, ohne je zu vereinsamen, wie das für mich in grossen Städten oder in Gesellschaftereien mit Geschwätz der Fall war. Lerne einsam sein, d. h. stark werden, ohne zu vereinsamen.“ An anderer Stelle: „Hat man all das Schöne und Grosse des Stadtlebens genossen, dann erst weiss man das stille Landleben zu leben und hochzuschätzen. Dann hat man keine Sehnsucht mehr nach dem Stadtleben. Eine grössere und reinere Freude aber habe ich an der ewigen Schönheit und dem Frieden eines nur sich und seinen selbstgewählten Arbeiten lebenden Landlebens. Soeben beleuchtet die Abendsonne die herrlichen grünen Wiesen vor mir mit den goldenen Blumen; eine Amsel, die ich den Winter hindurch fütterte, singt mir zum Schreiben, sozusagen auf den Tisch hinein. In meinem Gärtlein blühen Narzissen und Primeln und alle Obstbäumchen stehen in voller Blüte. Meine Gartenlaube begrünt sich, Tücher entziehen mich vorläufig noch gegen das Strässchen hin den neugierigen Blicken der seltenen Passanten, die gar zu gerne wissen und sehen möchten, was der alte Einsiedler und Sonderling treibt — der aber arbeitet.“

In dieser Umgebung, was war das doch für ein geruhsam Plaudern mit dem grundgescheidten Männchen, was waren das doch für herrliche Stunden froher Unterhaltung! Und weil Lachen dem Menschen gesund und heilsam sein soll, lachte man zusammen „gaanzni Schöllen-use.“ Brachte man ihm etwa einen frisch aufgegabelten Witz, „ase brüehwarme, wie ossem Worschtchessel use“, wie kindlich konnte sich dann der alte Witzvater darob freuen. Dann zupfte er seinen Besucher etwa am Aermel oder an den Rockknöpfen und meinte treuherzig: „Du chomm-mer no meh desewege ond loss-dr's nüd vertrüüsse. Wääscht nüd no änn? Und wenn darauf reagiert wurde: „Chast änn botze, wenn d' witt zwee“, und dann zum Abschied: „Aadie du, chomm zue-mer wenn'd chaast ond magst, vergelltsgott deer und dine Goofe, nüd a de Höbschi, aber a de Vili.“ Das war Alfred Toblers goldener Humor, der Rosen ins Dasein streut.

Es kommen die Tage, von denen wir sagen: „sie gefallen uns nicht“.

Alfred Tobler erfreute sich bis ins hohe Alter geistiger und körperlicher Beweglichkeit. Die Feier des 70. Geburtstages ging still vorüber, um alles in der Welt wollte er nicht gefeiert, nicht beglückwünscht werden. „O, wie schön ist es, sein biblisches Alter in aller, aller Stille und Einfachheit zu feiern“, so schreibt der 70jährige, „jeder Tamtam aber wäre mir schauderhaft“ und an anderer Stelle: . . .„Deine 70jährigen Nägeli und Viöli sind glücklich erfroren angekommen. Alle Belebungsversuche scheiterten sogar an den heissesten Tränen über ihr Schicksal, aber sie haben ihren Zweck doch erfüllt, sie brachten mir Deinen trotzdem lebendigen Blumengruss zu meiner stillen Totenfeier, der Beisetzung meiner entschwundenen 69 Lenze und da passten die erstarrten Boten besser dazu als jubelnd blühende.“

„S'ischt en Hond, aalt z'werde“, meinte der Einsiedler, der sich nach und nach fast von aller Gesellschaft zurückzog, um nur noch sich selber und einem ganz kleinen Freundeskreise zu leben. Der Krieg lastete schwer auf seinem Gemüt, und sein Pessimismus nahm immer mehr zu. So nach und nach stellten sich auch verschiedenerlei Altersgebresten ein: Schwindelanfälle, viel Kopfweh, Darmgeschichten usw. Mit seinen heimatkundlichen Arbeiten hatte er ganz aufgesteckt, aber immer noch pflegte er eifrig der Lektüre. Mit Vorliebe las er Göthe, Vischer, Burckhardt, Mörike; er schaffte sich neue Bücher an, philosophierte drauf los, nicht mit Unrecht nannten ihn Freunde den „Studiosus sempiternus“. Die Bücher waren doch seine allerbesten Freunde. Dazu las er eifrig die Zeitungen und war immer noch auf Vervollkommnung seines reichen Wissens bedacht. Aber wehe dem, der sich mit ihm ins Politisieren einliess, da entwickelte er oft ganz merkwürdige Ideen, in solchen Dingen, wie in Geschäftssachen war das sonst so grundgescheidte Männchen ein Kind.

Immer noch war er ein Frühaufsteher, und oft sah man ihn auf einsamen Spaziergängen, auf dem Haupt den mächtigen Kalabreserhut, an der Leine sein vielgeliebtes „Boweli“ führend. Nach seinem 70. Geburtstage

hat er Heiden nicht mehr verlassen, so gern er auch wieder einmal nach Bern gereist wäre, um seinen lieben Bruder wiederzusehen, mit dem er immer noch eifrig korrespondierte. Eine grosse Freude war es ihm, als seine Nichte, sein Augenstern, die er mit väterlicher Huld umgab, aus Deutschland zurückkehrte, um fortan seinen Haushalt im Verein mit einer treuen Dienerin zu besorgen. Und wie freute er sich, wenn seine gesinnungsverwandte, hochgebildete Freundin, seine „Angelina", bei ihm auf Besuch war. Aber die Jahre der Heimsuchung durch Krankheit liessen ihn immer mehr vereinsamen; es war ein langer Leidensweg, den er zu gehen hatte, und es tat ihm weh, nach und nach Stück um Stück seiner Selbständigkeit aufgeben zu müssen, desto dankbarer war er für die treue Pflege durch seinen guten Hausgeist. Als dann im Sommer 1920 sein treuer, über alles geliebter Bruder Gustav nach langer, schwerer Krankheit heimgegangen war, da brach auch Alfred vollends zusammen, sein Lebensmut war gebrochen. Furchtbar hat er gelitten unter diesem Verluste, den ihm niemand mehr ersetzen konnte. Je näher sein Leben dem Ende zuging, desto milder und liebevoller wurde der Greis. In seinem stillen Krankenzimmer, wo er monatelang an sein „Himmelbett" gebannt war, litt er mit ganz wenigen Ausnahmen keine Besuche mehr. Er wollte seinen Freunden und Bekannten mit seinem Leiden, seiner Hinfälligkeit nicht wehe tun, wollte aber auch nicht bemitleidet sein. Der Arzt, der ihn behandelte, genoss sein volles Vertrauen, ihm waren diese Krankenbesuche wahre Erbauungsstunden. Der letzte Freundesbesuch beim Schwerkranken: Mühsam richtete er sich aus dem Kissen auf, still wehmütig lächelte er vor sich hin, bot die Hand, dankte für gute Freundschaft und entliess den Gehenden mit einem leisen, ganz leisen „Jüchzerli". Das war der Abschied des Heimatmenschen vom Leben, das der Heimat geweiht war.

Des Lebens Ausklang.

Wie schön schreibt Pfarrer Birnstiel: „Als die ersten Herbstwinde des Jahres 1923 den grünen Matten und Hügeln des Ländchens über Rhein und Bodensee sagten:

Jetzt strahlt noch einmal im Lichte der Sonne, bevor ihr euch entfärbt," da ging am Sonntag den 9. September, nachmittags 1/2 3 Uhr im Häuslein an der Stapfen ein Menschenkind den Halmen und Blumen des sterbenden Sommers voraus. Wo Lied und Lachen und lustiges Herdenglockengeläute längst verklungen waren, forderte ein stilles Weinen seine Rechte. Es war eine gute Landskraft weniger im Ländlein mit dem Bärenwappen und im Völklein mit dem singfrohen Herzen und dem Schalkszug um die Lippen. (Alfred Tobler war ein friedliches Sterben beschieden. Da lag er, der treue Heimatmensch, im Frieden des Todes und im Kleide derer, die überwunden haben, mit der mächtigen Denkerstirn und dem weissen Bart, den edeln verklärten Zügen, ergreifend schön, eine Patriarchengestalt noch im Tode, wie Dekan Heim von seinem väterlichen Freund Titus Tobler geschrieben).

Der Humor und das Edelmetall in Alfred Toblers Gemüt, das ihm von Gott verliehene Pfund hat er treu verwaltet, und das warf einen lichten Schimmer auch auf seine Schwächen, von denen hier zu reden nicht nötig ist. Das liebe Publikum aber, das mit dem Sänger Tobler so viel gelacht hat, wird sich nach uralter Gewohnheit wohl das Freudlein nicht nehmen lassen, gelegentlich auch über ihn zu lachen. Und über wen wird nicht gelacht? Das müssen sich auch die Besten, zu denen sich Alfred Tobler übrigens nie gezählt hat, gefallen lassen. Es gibt aber Dinge im Wesen kernhafter Menschen, die kein Lachen tötet. Dieser untötbaren Werte hinter Alfred Toblers Fabulieren und Singen, Plaudern und Lachen werden hoffentlich noch recht viele (vor allem wir Appenzeller), noch in ferner Zeit gedenken."

Die letzte Fahrt.

In aller Stille, ohne jeglichen Prunk, so wie es der liebe Verstorbene in seiner letzten Willensäusserung gewünscht, vollzog sich drei Tage nach seinem Hinschiede in St. Gallen die Trauerfeier. Der Männerchor „Harmonie" Heiden, hatte es sich nicht nehmen lassen, dem toten Sängervater bis zur Gemeindegrenze mit umflorter Fahne

das Ehrengeleite zu geben. Sie taten den Ehrengang mit Schweigen. Im Krematorium besammelte sich eine kleine Trauergemeinde, die allernächsten Verwandten und Freunde nur, um von dem lieben Menschen, der ihnen so vieles gewesen, Abschied zu nehmen, bevor der mit Blumen reich geschmückte Sarg ins stille Feuer geleitet wurde. Mit tiefempfundenen Worten zeichnete Herr Pfarrer Bärlocher von Heiden das Charakterbild des Dahingeschiedenen, wozu die von Alfred Tobler selbst verfassten Personalien eine würdige Einleitung gaben. Sein Freund, Herr Kapellmeister Alb. Meyer begleitete auf der Orgel in diskreter Weise zwei Liedervorträge von Frau Pfarrer Heim: Bach- und Schubertkompositionen. Eine Abordnung der Zofingia St. Gallen liess die Abzeichen ihrer Verbindung, der auch der Verstorbene angehört hat, auf den Sarg niedergleiten.

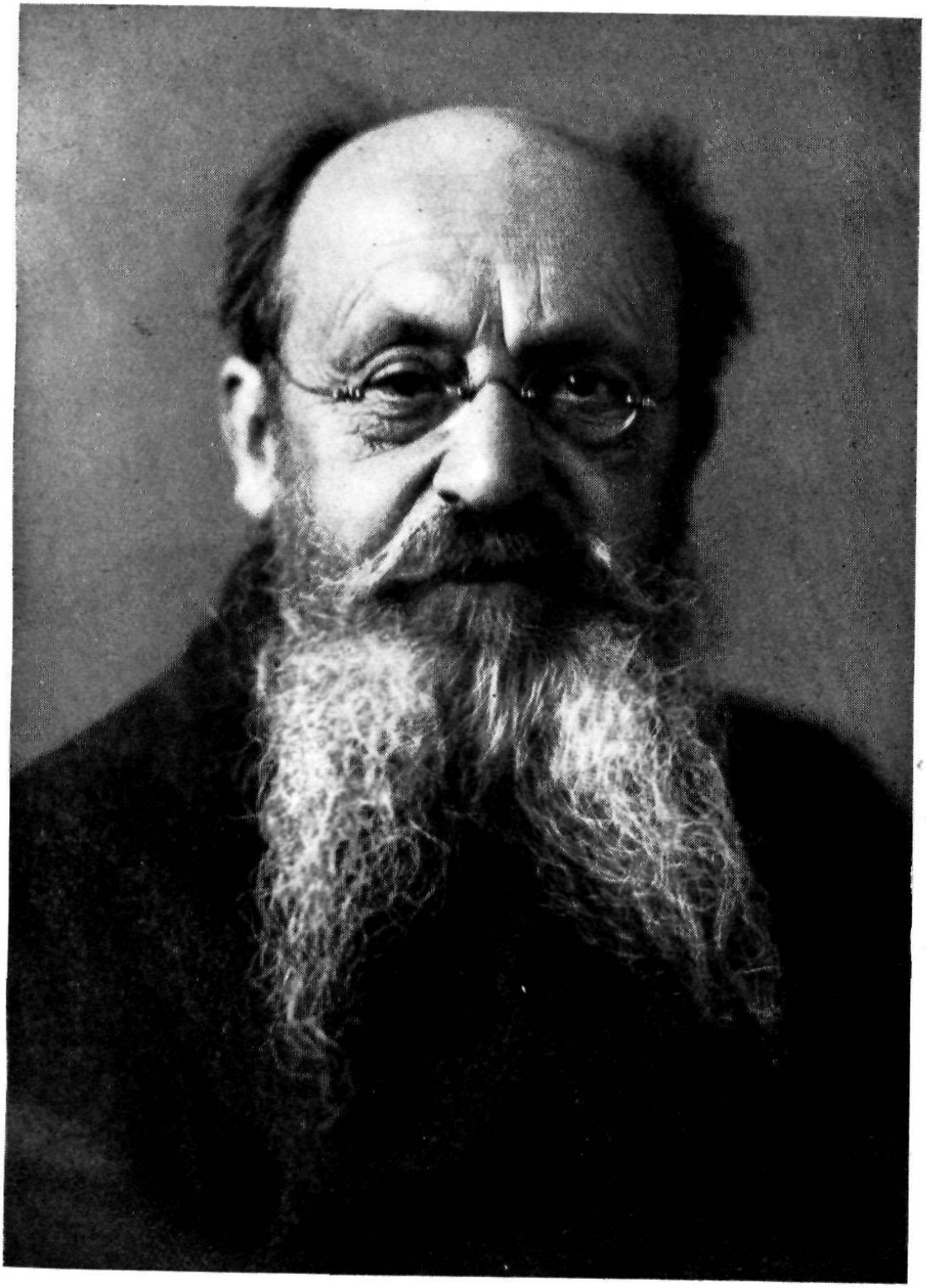
Dann haben die reinigenden Flammen verzehrt, was sterblich war an Alfred Tobler. Aber das Eine konnten sie nicht verzehren: Das treue Gedenken an ihn. So wie die Sonne im Untergange noch Wärme zurücklässt und unsere appenzellischen Höhen vergoldet, so lässt unser Freund ein stilles Leuchten zurück, das uns das Herz warm macht. Dank Dir, Du Getreuer, für all das, was Du uns gewesen, was Du uns noch bist, und was Du uns bleiben wirst.

Anhang.

Gedrängte Uebersicht der von Alfred Tobler verfassten literarischen Arbeiten.

Allmend und Gemeindeteilfrage im Kurzenberg 1524—1898 (Appenzellische Jahrbücher) 1898
Appenzeller Narrengemeinde, die (Selbstverlag) . . . 1909
Appenzeller Witz, der, eine Studie aus dem Volksleben), 7 Auflagen (Selbstverlag und Appenzeller Jahrbücher) . 1902
Aus der Heimat, zwei- und dreistimmige ältere Lieder für Schule, Haus und Heim, insbesondere für Frauenchöre von Alfred Tobler und August Glück (Kant. Lehrmitteldepot Herisau) 1896
Beitrag zur appenzellischen Geschichte der Jahre 1732 und 1733 (Appenzellische Jahrbücher) 1891
Buebejohre, näbes oss mine (Zollikofer'sche Buchdruckerei St. Gallen) 1903
Chronikalische Beiträge zu den Appenzeller Kriegen (Appenzellische Jahrbücher) 1895
Erinnerungen von Oberst P. B. Rüsch an Napoleon aus den Jahren 1807 und 1808 (Appenzellische Jahrbücher) . · 1899
Erlebnisse eines Appenzellers in neapolitanischen Diensten 1844—1859 (Neujahrsblatt des Histor. Vereins St. Gallen) 1901
Erlebnisse des Feldweibels Joh. Jak. Niederer von Lutzenberg im Sonderbundskriege (Appenzellische Jahrbücher) . 1901
Erlebnisse eines Thurgauers in neapolitanischen Diensten 1844—1850 (Appenzellische Jahrbücher) 1903
Frick Hans Konrad, ein appenzellischer Volksdichter (Verlag K. Buck, Buchhandlung u. Antiquariat, Leipzig) . 1900
Kunstgesang, das Einfache im (Schweiz. Musikzeitung Nr. 1) 1887
Kunstgesanges, aus der Technik des (Schweiz. Musikzeitung Nr. 5/6) 1887
Kühreihen oder Kühreigen, Jodel und Jodellied in Appenzell (Verlag Gebrüder Hug, Zürich u. Schweiz. Musikzeitung Nr. 2—15) 1890
Loppacher Ulrichs Soldatenleben (Separatabdruck der „Neuen Zürcher Zeitung") 1912
Musikalisches aus Appenzell und Appenzellischer Kirchengesang (Appenzellische Jahrbücher) 1896
Nikolausfeier, die, oder der „Klösler" in Speicher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Appenz. Jahrbücher) 1897
Sang und Klang aus Appenzell. Eine Sammlung älterer Lieder für 4-stimmigen Männerchor (Gebr. Hug) 1892
Teuflische Geschichte, eine (Neuer Appenzeller Kalender) . 1907

Tobler Joh. Heinrich, alt Landsfähnrich, Appenzeller Landsgemeindelied (Neuer Appenzeller Kalender) . . . 1896
Tobler Joh. Hch., Altlandsfähnrich, der Komponist des appenz. Landsgemeindeliedes (Schweiz. Musikzeitung Nr. 11/12) . 1899
Törggisches Baad (Neuer Appenzeller Kalender) . . . 1908
Volkslied, das, im Appenzellerland. Eine Studie. (Schweizer Archiv für Volkskunde, Bd. VIII) 1903
Volkstanz, der, im Appenzellerlande. (Schweizer Archiv für Volkskunde, Bd. VIII) 1904
Walser Joh. Ulrich, Pfarrer. Ein Lebensbild aus der appenz. Regenerationszeit. (Appenzellische Jahrbücher) . . 1908
Witze und Schwänke, neue, aus Appenzell (Selbstverlag) . 1908
Zeesfräuli, 's Urnäscher (Neuer Appenzeller Kalender) . 1901



Dr. phil. h. c. Alfred Tobler
1845—1923